Lieb Vaterland magst ruhig sein

Zeitgeschichtlicher Roman

von R. von Zolling

Lieb Vaterland magst ruhig sein!

Zeitgeschichtlicher
Roman

von

R. von Zolling

Titelzeichnung:
Oskar Theuer

A. Weichert Verlag, Berlin N.O. 43

Sämtliche Rechte vom Verleger vorbehalten

Copyright 1915 by A. Weichert, Berlin.

1. Kapitel.

Ein Freund in der Not.

Erstickend schwer brütete die schwüle Hitze eines windstillen Julitages über dem unendlichen Häusermeer von Paris. Selbst auf der Höhe des Montmartre, wo sonst beinahe immer ein erfrischender Lufthauch weht, war es heute fast unerträglich dumpf und bedrückend. Die männlichen Angehörigen jener dunklen Gesellschaftsschicht, deren bedenkliches ‚Tagewerk' zumeist erst mit dem Einbruche der Dunkelheit beginnt, lungerten noch bleicher und fauler als sonst in den Straßen und Gassen des als Heimstätte der echten Bohème einst so vielbesungenen Viertels umher, und die Gemüsehändlerinnen hockten mit verdrossenen, schläfrigen Gesichtern neben ihren, nach Montemartresitte im Freien ausgebreiteten Waren.

Das elegante Privatauto, das die steil ansteigende Rue Caulaincourt heraufratterte, um in die noch höher emporklimmende Rue Lamarck einzubiegen, fand unter diesen Umständen weniger Beachtung, als es an einem minder erschlaffenden Tage vermutlich der Fall gewesen wäre; denn hier oben gehörte ja schon ein gewöhnliches ‚Auto-Taxi' zu den verhältnismäßig seltenen Erscheinungen, wenigstens am Tage, wo die vornehmere Gesellschaft in den entlegenen und schlecht berufenen Straßen des Montmartre ganz und gar nichts zu suchen hat. Der

Insasse hatte das Verdeck der Karosserie zurückschlagen lassen und ruhte bequem hingeräkelt in den zartgrauen Lederpolstern. Er war mit höchster Eleganz gekleidet, noch ziemlich jung und vom Scheitel bis zur Sohle der vollkommenste Typus des vornehmen Lebemannes. Ohne die unverkennbaren Spuren, die eine allzu vergnügliche Daseinsführung in seinem Gesicht zurückgelassen hatte, wäre er sogar recht hübsch zu nennen gewesen. Und wenn ein flüchtiges Lächeln darüber hinhuschte, wie eben jetzt, als sein Blick auf zwei in leidenschaftlicher Kampfeslust sich gegenüberstehende Montmartre-Kinder fiel, konnte dies blasierte Gesicht sogar einen Ausdruck bestechender Liebenswürdigkeit annehmen.

Vor einem himmelhohen sechsstöckigen Mietshause der Rue Lamarck brachte der Chauffeur den Wagen zum Stehen und sprang dienstbeflissen herab, um seinem Herrn den Schlag zu öffnen.

„Sind Sie sicher, Louis, daß dies das richtige Haus ist?“ fragte der Insasse, indem er einen drollig verzweifelten Blick zu der Höhe des häßlichen Bauungetüms emporwandern ließ. „Es wäre ja schrecklich, wenn ich vergebens da hinaufklettern sollte.“

„Rue Lamarck 57, Herr Vicomte! Genau so hat man mir gesagt. Mein Gedächtnis ist unbedingt zuverlässig.“

„Fragen Sie lieber der Sicherheit halber noch einmal den Concierge, ob Herr Hubert Kröning hier wohnt — Kunstmaler — vergessen Sie nicht, das hinzuzufügen.“

Der Chauffeur trat an das Fenster der Pförtnerloge und kehrte nach kurzer Verhandlung zurück.

„Es hat seine Richtigkeit, Herr Vicomte! — Im sechsten Stock. — Aber die Frau des Concierge sagt, Herr Kröning sei vor einer Viertelstunde ausgegangen, und sie

würden niemanden zu Haus finden als seine Frau. — Wollen sich der Herr Vicomte unter diesen Umständen vielleicht die sechs Treppen ersparen?"

Das pfiffige Lächeln, das bei dieser Frage um die Augen und die Mundwinkel des Burschen spielte, ließ keinen Zweifel, wie vollständig er sich der Ueberflüssigkeit dieser Frage bewußt war. Der elegante Herr verschmähte es denn auch, ihm zu antworten, sprang mit mehr Elastizität, als man sie nach der Verlebtheit seiner Züge von ihm hätte erwarten sollen, aus dem Wagen und trat mit der kurzen Weisung, auf seine Rückkehr zu warten, in das Haus.

Es war eine jener schmucklosen, winkligen, mit brutalster Raumausnützung gebauten Mietskasernen, wie die Habgier der Pariser Grundstücksbesitzer sie in unübertrefflicher Scheußlichkeit zu schaffen versteht, und wie sie vielleicht in keiner anderen europäischen Großstadt willige Mieter finden würden. Aber die in der ‚Lichtstadt' an der Seine ständig herrschende Wohnungsnot läßt namentlich die ärmere Bevölkerung auch mit der elendesten Behausung vorlieb nehmen. Und namentlich das Völkchen der unberühmten Künstler auf den Höhen des Montmartre pflegt in dieser wie in jeder anderen Hinsicht von einer geradezu rührenden Anspruchslosigkeit zu sein.

Dem Vicomte Gaston de Persigny freilich mochte die muffige Düsterheit und Unsauberkeit des Hauses ebenso lästig auf die Nerven fallen, als ihm die sechs steilen, engen und unbequemen Treppen sauer wurden. Als er endlich oben angelangt war, tuppfte er sich zunächst mit dem seidenen Taschentuch die Schweißtropfen von der Stirn, ehe er unter den verschiedenen Türen, die

hier auf den Treppenpodest ausmündeten, Musterung hielt.

Blitzende Namensschilder aus Kupfer oder Messing gehören nicht zu der üblichen Aufmachung eines Montmartre-Ateliers. Ein viereckiges Stückchen Papier mit mehr oder weniger leserlicher Aufschrift pflegt ihre Stelle zu ersetzen, und die gestochene oder gedruckte Visitenkarte bedeutet schon einen auf ungewöhnliche Wohlhabenheit hinweisenden Luxus. Eine solche aber war es, die den Vicomte den richtigen Klingelzug finden ließ. ‚Hubert Kröning' stand darauf zu lesen, und darunter hing eine kleine Schiefertafel mit der Kreideaufschrift: ‚Nicht zu Hause'.

Gaston de Persigny lächelte, als er es las. Aber diesmal war es ein nicht eben angenehmes Lächeln.

„Ah, der Herr Artist ist eifersüchtig! — Nun, wir werden ja sehen."

Er schellte und lauschte in sichtlicher Befriedigung auf den leichten Schritt, der sich von drinnen näherte. Die Tür wurde nicht geöffnet, aber eine ungemein wohllautende, jugendlich helle weibliche Stimme fragte in tadellosem, wenn auch etwas fremdartig klingendem Französisch nach Namen und Begehr des Einlaß Heischenden.

„Es ist Gaston de Persigny, gnädige Frau," gab der Vicomte Bescheid. „Ihr Bekannter aus dem Kaffeehause. Kann ich die Ehre haben, Herrn Kröning zu sprechen?"

Es war, als ob das weibliche Wesen hinter der Tür in kurzer Unentschlossenheit zauderte; dann aber hörte man das Rasseln einer herabfallenden Sicherheitskette und das Knacken eines zurückspringenden Riegels. Im nächsten Augenblick erschien in der Türöffnung eine

schlanke, zierliche Gestalt, die man sicherlich viel eher für die eines jungen Mädchens als die einer verheirateten Frau gehalten haben würde. Ihr einfach aufgesteckes, ungewöhnlich reiches Haar war von einem entzückenden Rotblond und das Gesichtchen unter dieser goldig schimmernden Krone von wahrhaft bezaubernder Lieblichkeit.

Ganz unverkennbar spiegelte sich auf diesem reizenden Gesicht die größte Ueberraschung und eine kaum geringere Verlegenheit.

„Sie sind es wirklich, Herr Vicomte? Wie haben Sie nur den Weg zu uns herauf gefunden?"

„Es ist Pariser Sitte, gnädige Frau, einen Künstler, für den man sich interessiert, auch ohne ausdrückliche Einladung in seinem Atelier aufzusuchen. Einzig auf diese Sitte kann ich mich zur Rechtfertigung meiner Zudringlichkeit berufen. Die Unterhaltung, die ich neulich im Kaffeehause mit Ihrem Herrn Gemahl zu führen das Vergnügen hatte, erweckte mir den lebhaften Wunsch, auch seine Werke kennen zu lernen. Ich erfragte die Adresse, und nun — nun bin ich eben da."

Mit jenem liebenswürdigen Lächeln, dessen Unwiderstehlichkeit er jedenfalls oft genug mit Erfolg auf die Probe gestellt, hatte er geschlossen; die Verlegenheit der jungen Frau aber war durch seine Erklärung nicht verringert worden.

„Mein Mann würde sich gewiß sehr gefreut haben; aber er ist leider abwesend. — Wenn ich Sie bitten dürfte, Herr Vicomte, näher zu treten — —"

Vielleicht hatte sie darauf gehofft, daß er taktvoll genug sein würde, die Einladung abzulehnen; aber Gaston de Persigny hatte es im Gegenteil sehr eilig, ihr Folge zu leisten. Hertha Kröning führte ihn durch einen schma-

len, halbdunklen Gang, um dann eine an seinem Ende befindliche Tür zu öffnen.

„Das ist meines Mannes Atelier," sagte sie. „Aber ich fürchte, Sie werden sehr enttäuscht sein."

Jetzt erst, wo sie in der vollen Helligkeit des durch das einzige, breite Fenster hereinströmenden Tageslichtes stand, wurde die ganze Holdseligkeit ihrer mädchenhaft jugendlichen Erscheinung offenbar. Aber dem Blick des Vicomte, der wie gebannt an ihrer echt germanischen Schönheit hing, konnte es gleichzeitig nicht entgehen, daß ein Zug tiefer Traurigkeit auf ihrem Gesicht war, und daß ihre Augenlider eine leichte Rötung zeigten wie von unlängst vergossenen Tränen. Natürlich ließ er nichts von dieser Wahrnehmung merken, sondern beeilte sich, ihrer letzten Vermutung zu widersprechen.

„Enttäuscht? — Aber nicht im mindesten. — Bei der Jugend Ihres Herrn Gemahls ist es ja selbstverständlich, daß er noch zu denen gehört, die um Anerkennung zu ringen haben. Da pflegt man nicht in pompös und verschwenderisch ausgestatteten Ateliers zu hausen wie irgendein gut bezahlter Modemaler. Ich kann Ihnen versichern, gnädige Frau, daß ich hier auf Montmartre noch nicht ein einziges Künstlerheim von so traulich anheimelndem Gepräge gefunden habe wie das Ihrige. Und ich habe schon sehr viele besucht, denn die Förderung junger, aufstrebender Talente ist bei mir gewissermaßen Passion."

Es brauchte nicht gerade eine leere Schmeichelei zu sein, was er da sagte. Denn ebenso unzweifelhaft wie die hart an Armut streifende Einfachheit der Einrichtung dieses mäßig großen Gemaches, das augenscheinlich zugleich als Wohnraum und als Atelier diente, war das

liebevolle Bemühen, all diese Dürftigkeit mit einem Schimmer von Nettigkeit und Behagen zu umkleiden. Da war kein Möbelstück, kein Vorhang, kein Ziergegenstand, die nicht unverkennbar zu den billigsten Erzeugnissen ihrer Gattung gehört hätten. Aber nirgends wurde das Empfinden des Besuchers durch eine Geschmacklosigkeit verletzt, und bis in den letzten Winkel hinein war alles so hübsch und feinsinnig angeordnet, offenbarte sich eine so anmutige Geschicklichkeit in der Kunst reizvoller Gruppierung, daß die Armut nirgends zur Armseligkeit und Kümmerlichkeit wurde.

Daran, daß man sich in der Werkstatt eines Malers befand, wurde man allerdings durch keinerlei phantastische Dekoration, sondern einzig durch eine Anzahl von Skizzen und Entwürfen an den Wänden und durch die in die beste Beleuchtung gerückte Staffelei erinnert, auf der ein noch unvollendetes Gemälde stand.

Bei den letzten Worten des Vicomte war es für einen Moment wie das Aufleuchten einer freudigen Hoffnung über das Gesicht des jungen Weibes gegangen. Aber der Schimmer war schnell wieder verflogen. Und es klang ziemlich gedrückt, da sie nun erwiderte:

„Ich dachte auch eigentlich an eine andere Art von Enttäuschung. Sie sagten, daß Sie gekommen seien, um die Arbeiten meines Mannes kennen zu lernen. Aber davon ist leider in diesem Augenblicke so gut wie gar nichts vorhanden. Der Sommer ist die Zeit der Kunstausstellungen, und Huberts Bilder sind augenblicklich über alle Welt verstreut."

„Wo sie hoffentlich überall willige Käufer finden werden," fügte der Vicomte artig hinzu. Aber die junge

Frau schüttelte mit einer Gebärde der Mutlosigkeit den Kopf.

„Sie ahnen nicht, wie schwer es ist, etwas zu verkaufen, wenn der Künstler noch keinen berühmten Namen hat. Hubert ist gewiß der fleißigste aller Maler und — nach meiner Ueberzeugung wenigstens — auch einer der talentvollsten. Aber seine Bilder kommen immer wieder als unverkauft zurück, und die Pariser Kunsthändler, die ihm hier und da etwas abnehmen, zahlen in der Regel kaum soviel, wie die Leinwand und die Farben gekostet haben."

Sie wußte wohl selbst nicht recht, wie sie dazu kam, diesem Besucher, der ihr nach zweimaliger flüchtiger Begegnung doch eigentlich noch ein völlig Fremder war, solchen Einblick in die Mühsal des von ihrem Gatten geführten Existenzkampfes zu gewähren. Aber er sah so liebenswürdig teilnahmsvoll aus, und er hatte sich in einem so natürlichen, überzeugenden Tone einen Förderer aufstrebender Talente genannt, daß sie rascher, als es sonst ihre Gewohnheit war, Vertrauen zu ihm gewonnen hatte.

Und der Vicomte war klug genug, sich nicht durch indiskrete Fragen dies Vertrauen von vornherein wieder zu verscherzen. Seine Augen, die über die Skizzen an den Wänden hinglitten, waren an einer zwischen ihnen angebrachten Waffentrophäe haften geblieben, und er sagte:

„Wie es scheint, hat Ihr Herr Gemahl auch soldatische Neigungen. Sind das nicht Ausrüstungsstücke eines deutschen Offiziers?"

„Ja. — Mein Mann ist ja auch preußischer Offizier

gewesen, oder er ist es vielmehr als Leutnant der Reserve noch heute."

„So habe ich mich nicht getäuscht, als ich seinem Aussehen und seiner Haltung nach etwas derartiges vermutete. Der preußische Leutnant läßt sich eben auch im bürgerlichen Kleide niemals ganz verleugnen. — Der Drang zur Kunst muß in Ihrem Gatten dann wohl ungewöhnlich stark gewesen sein, wenn er ihn zu solchem Berufswechsel bestimmen konnte."

Die junge Frau schaute vor sich nieder und ihre Brust hob sich in einem schmerzlichen Aufseufzen.

„Es war nicht der Drang zur Kunst allein. Hubert gab seine militärische Laufbahn auf, damit wir heiraten könnten. Und es blieb ihm nichts anderes übrig, als das schon früher aus Liebhaberei gepflegte Talent nun für den Broterwerb zu nützen."

„Für einen so köstlichen Preis war das Opfer gewiß nicht zu groß," sagte der Franzose galant. „Beneidenswert der, den da Schicksal vor eine solche Wahl gestellt."

„Ach, sprechen Sie nicht so! Ich habe in den zwei Jahren unserer Ehe gelernt, anders darüber zu denken. Und ich mache mir oft genug die bittersten Vorwürfe, daß ich dem Entschluß meines Mannes damals nicht mit aller Entschiedenheit meine Zustimmung versagt habe. Denn er hat viel mehr aufgeben müssen, als ich ihm mit all meiner Liebe jemals ersetzen kann. Seine Eltern waren zwar ohne Hinterlassung eines Vermögens gestorben, aber ein reicher Onkel hatte sich seiner angenommen und hegte die Absicht, ihn zum Erben einzusetzen. Aber er wollte nichts von Huberts Verheiratung mit einer armen Erzieherin wissen. Und mit dem Augenblick, wo sein

Neffe den bunten Rock freiwillig auszog, sagte er sich vollends endgültig von ihm los."

„Ah, gnädige Frau, das ist ja ein richtiger Roman. — Aber ich hoffe, der unbarmherzige Verwandte wird sich noch rechtzeitig vor seinem Hinscheiden versöhnen lassen."

„Sie ahnen nicht, Herr Vicomte, welche Grausamkeit Sie eben verübt haben."

Dem Klang ihrer Stimme war es anzumerken, daß sie aufs neue mit aufsteigenden Tränen kämpfte. Und Gaston de Persigny stellte sich äußerst bestürzt.

„Eine Grausamkeit — ich? — Um des Himmels willen, gnädige Frau — das wäre etwas, was ich mir nie und nimmer verzeihen könnte. Aber ich weiß wirklich nicht — —"

„Nein, Sie brauchen sich nichts vorzuwerfen. Denn Sie konnten selbstverständlich nicht wissen, welcher herbe Kummer augenblicklich auf meiner Seele liegt."

„Und ich dürfte auch nicht erfahren, worin er besteht — dürfte Sie nicht um das Geschenk Ihres Vertrauens bitten?"

„O, ich brauche wohl kaum ein Geheimnis daraus zu machen. Gestern erreichte uns die Nachricht, daß der Onkel meines Mannes vor kurzem schwer erkrankt ist und daß aller menschlichen Voraussicht nach seine Tage gezählt sind. Hubert hat diesen Mann, dem er unendlich viel verdankt, trotz der Entfremdung immer wie einen Vater geliebt, und er ist jetzt ganz niedergeschmettert bei der Vorstellung, daß sein Onkel sterben könnte, ohne sich mit ihm ausgesöhnt und ihm den vermeintlichen Undank verziehen zu haben. Er hat keinen heißeren Wunsch als den, an sein Krankenlager zu eilen. Und die Unmöglich-

keit, ihm zur Erfüllung dieses Wunsches zu verhelfen, bricht mir beinahe das Herz."

In die sonst so matten Augen des Vicomte war plötzlich ein eigentümliches Glitzern gekommen. Indem er einen Schritt näher auf Hertha zutrat, sagte er in seinem liebenswürdigsten und eindringlichsten Ton:

„Aber warum ist es denn so ganz unmöglich, gnädige Frau? Ein Künstler pflegt doch sonst ein beneidenswert freier Mann zu sein, der in jedem Augenblick gehen und reisen kann, wohin es ihm beliebt."

„Ja, wenn er das nötige Geld dazu hat," brach es in der Erregung des Augenblicks voll Bitterkeit aus dem Herzen der jungen Frau. Aber der Kranke befindet sich auf der Besitzung eines Verwandten in einem entlegenen russischen Gouvernement, und die Reise dahin ist ebenso zeitraubend wie kostspielig. Woher sollten wir die dazu erforderliche Summe nehmen — wir, die wir uns seit Wochen die äußerste Einschränkung auferlegen, um nur das nackte Leben zu fristen, und die wir hier in Paris weder einen Freund noch einen Verwandten haben. Schon während der letzten vierzehn Tage hatte mein Mann um einen Spottpreis alle Bilder verkaufen müssen, die er noch im Atelier hatte, weil die Miete und andere notwendige Dinge zu bezahlen waren. Jetzt sind unsere Hilfsquellen völlig erschöpft. Und selbst wenn in der nächsten Zeit eines der auf den Ausstellungen befindlichen Bilder verkauft würde, käme der Erlös doch viel zu spät. Denn man schrieb uns, daß der Kranke sicherlich nicht mehr länger als eine Woche zu leben habe."

Was sie zu diesen Mitteilungen veranlaßt hatte, war ohne Zweifel nichts anderes gewesen, als das echt weibliche Bedürfnis, ihrem schmerzerfüllten Herzen vor irgend

einem menschlichen Wesen Luft zu machen. Der Gedanke, damit das Mitleid des andern wachzurufen, hatte ihr sicherlich ebenso fern gelegen wie die Hoffnung auf seine Hilfe. Dafür war das Erschrecken, das sich nun bei seiner Erwiderung in ihren Mienen ausprägte, der unzweideutigste Beweis.

Denn der Vicomte de Persigny hatte gesagt:

„Wenn Sie mir die Freude machen wollten, gnädige Frau, meine Dienste anzunehmen, so könnten diese kleinen Schwierigkeiten ja mit einem Schlage beseitigt sein. Ohne gerade ein Nabob zu sein, bin ich doch vermögend genug, meinen Freunden im Notfall beizustehen. Und die Summe, um die es sich hier handelt, wird sicherlich nicht so ungeheuer sein, daß sie meine Mittel überstiege."

Wie in beschwörender Abwehr hob Hertha die Hand.

„Um Gottes willen, was muß ich gesagt haben, daß es Sie zu einem solchen Anerbieten veranlassen kann! — Mein Mann würde das von einem Fremden niemals annehmen — niemals! Und wenn er erführe, daß Sie durch meine Mitteilungen dazu veranlaßt worden sind — ich glaube, er würde es mir bis an das Ende meines Lebens nicht verzeihen können."

„Nun, so wird er es selbstverständlich nicht erfahren. — Und wenn Sie mich noch nicht hinlänglich als Ihren Freund ansehen, um mir die Freude dieses geringfügigen Beistandes durch ein geringfügiges Darlehen zu vergönnen, so werden Sie mir doch hoffentlich nicht verbieten, Ihrem Gemahl etwas abzukaufen. Umsoweniger, wenn ich Ihnen versichere, daß ich in dieser Absicht hierher gekommen war — also noch ehe ich etwas von Ihren augenblicklichen Verlegenheiten ahnte."

Die Aussicht, die sich da so unerwartet vor ihren Augen auftat, war zu schön und zu verlockend, als daß Hertha sich ohne weiteres zu einer abermaligen Ablehnung hätte aufraffen können. Zaghaft ließ sie den Blick über das Gesicht des Besuchers hingleiten. Und da der Weltmann Persigny sich viel zu sehr in der Gewalt hatte, um äußerlich etwas von den begehrlichen Wünschen zu verraten, die heiß in seinem Blute loderten, sagte sie zögernd:

„Ja, wenn Sie Hubert etwas abkauften — — Aber das ist ja unmöglich. Alle seine Bilder sind fort, und Sie sehen selbst, daß er kein einziges fertiges Werk mehr im Atelier hat."

„Aber steht nicht dort auf der Staffelei noch ein Gemälde? Wollen Sie mir gestatten, es in Augenschein zu nehmen?"

Er hatte von dem Bilde, das dem Fenster zugekehrt war, bis jetzt nichts gesehen. Nun aber, da er vor die ziemlich große Leinwand trat, kam ein Ausruf ehrlicher Ueberraschung von seinen Lippen.

„Das ist ja herrlich — entzückend — meisterhaft! — Für dieses Bild, gnädige Frau, wird mir kein Preis zu hoch sein, den Ihr Gatte etwa dafür fordern könnte."

Seine Begeisterung war einigermaßen begreiflich, denn das Gemälde — ein in Lebensgröße angelegtes Kniestück — war das Porträt des schönen jungen Weibes, das jetzt an seiner Seite stand. Sie trug auf dem Bilde ein etwas phantastisches Kostüm, das das wundervolle Ebenmaß ihrer Gestalt noch vorteilhafter zur Geltung kommen ließ als das einfache Hauskleid, in dem sie den Besucher empfangen hatte. Und es war unschwer zu erkennen, daß der Schöpfer des Werkes sein Modell

nicht nur mit den Augen des Malers, sondern auch mit dem verklärenden Blick der Liebe gesehen hatte.

„Aber es ist ja noch gar nicht fertig," erwiderte sie beklommen. „Und außerdem — mein Mann hatte die Absicht, dies Bild überhaupt nicht zu verkaufen. Er wollte es lediglich zu seiner eigenen Freude malen, wie er mir sagte."

„O, was hindert ihn, es zu wiederholen? Genießt er nicht das unschätzbare Glück, das Modell immer zu seiner Verfügung zu haben? — Wenn Ihnen wirklich daran liegt, ihm zu dieser Reise zu verhelfen, so sollten Sie ein Bündnis mit mir eingehen — sollten Ihrem Gatten zureden, mir das Werk zu überlassen. Die Fertigstellung könnte ja nach seiner Rückkehr aus Rußland erfolgen, und ich habe selbstverständlich nichts dagegen, daß es bis dahin hier in seinem Atelier bleibt. — Jetzt sind mit einem Mal die Rollen zwischen uns vertauscht — und jetzt bin ich es, der sich auf Ihren Beistand angewiesen sieht. Wollen Sie ihn mir verweigern?"

„Ich weiß nicht, Herr Vicomte — gefällt es Ihnen denn wirklich so gut? Oder ist das nur eine großmütige Verschleierung des Almosens, das Sie uns auf meine unbedachte Erzählung hin großmütig gewähren wollen?"

„Bei meiner Ehre — ich denke nicht daran, Ihnen etwas zu schenken. Und ich würde mich um dies bezaubernde Bild beworben haben, wo auch immer es mir vor Augen gekommen wäre."

„Ja — aber — — Huber ist so mißtrauisch in allem, wo seine Ehre in Frage kommen könnte. Wenn er wüßte, was wir gesprochen haben, ehe Sie die Absicht äußerten, das Bild zu kaufen — er würde sicherlich niemals in die Hergabe willigen."

„Dann bitte ich Sie in seinem eigenen Interesse, ihm nichts davon zu sagen."

„Wäre solches Verschweigen nicht gleichbedeutend mit einer Lüge? Und es geschähe mir zum ersten Mal, daß ich Hubert belöge."

Es war ihr anzusehen, wie schwer sie mit sich kämpfte; aber der Vicomte sah auch, daß er bereits gewonnenes Spiel hatte, und es wurde seiner glatten Beredsamkeit nicht mehr allzu schwer, ihre Bedenklichkeiten zu besiegen. Die heiße Sehnsucht, dem Herzenswunsch ihres Gatten Erfüllung zu verschaffen, half ihm, sie davon zu überzeugen, daß eine fromme Lüge nimmermehr tadelnswerte Sünde sein könne. Und nach Verlauf von weiteren zehn Minuten hatte er alles erreicht, was er für den Augenblick zu erreichen wünschte. Hertha hatte ihm versprochen, ihrem Manne nichts von dem Besuche zu sagen, damit auch nicht die leiseste Regung des Mißtrauens in seiner Seele wachgerufen werde. Im Laufe des Nachmittags wollte der Vicomte dann noch einmal vorsprechen und wollte beim Anblick des Bildes sein Kaufgebot machen.

„Ich werde es so einrichten, daß Herr Kröning meine Vorschläge annehmen kann, ohne seiner künstlerischen und persönlichen Würde auch nur das allergeringste zu vergeben," versicherte er. „Und ich hoffe, daß Sie ihn noch heute abend werden zum Bahnhof begleiten können. — Oder —" und sein glitzernder Blick forschte dabei mit einer gewissen Besorgnis in ihrem Gesicht — „oder hatten Sie die Absicht, mit ihm nach Rußland zu fahren?"

Zu seiner großen Erleichterung machte die junge Frau eine entschieden verneinende Geste.

„Daran ist nicht zu denken. — Und Hubert würde es auch gar nicht wünschen. — Wäre es auch die erste

Trennung seit unserer Verheiratung, wir müßten doch beide die Tapferkeit aufbringen, sie zu ertragen."

Das war das einzige, was der Vicomte noch zu hören gewünscht hatte. Nun verabschiedete er sich hastig und war bis zum letzten Augenblick darauf bedacht, durch taktvolle Zurückhaltung in Wort und Benehmen, das Vertrauen zu festigen, das er sich so über alle Erwartung schnell bei der jungen deutschen Künstlergattin gewonnen.

---

2. Kapitel.

Die innere Stimme.

Mit schwerem, müdem Schritt stieg Hubert Kröning eine Stunde später die sechs steilen, knarrenden Treppen zu seinem himmelnahen Künstlerheim empor. Er war ein hübscher und stattlicher Mann von der straffen, aufrechten Haltung des ehemaligen Soldaten; heute aber schien es wie eine unsichtbare Bürde auf seinen breiten Schultern zu lasten, und er hatte wohl kaum jemals eine so lange Zeit gebraucht, um bis in das oberste Stockwerk hinauf zu gelangen.

Sein junges Weib flog ihm entgegen und schlang zärtlich die weichen Arme um seinen Nacken. Er küßte sie wohl, wie er es noch immer bei seiner Heimkehr getan, dann aber drängte er sie sanft von sich hinweg.

„Es war alles umsonst," sagte er, die stumme Frage beantwortend, die er in ihren Augen gelesen. „Von den Kunsthändlern denkt natürlich keiner daran, mir einen Vorschuß auf noch ungemalte Bilder zu zahlen. Aber

ich habe dir ja im voraus gesagt, daß es nutzloses Bemühen sein würde."

„Und — das andere? — Hattest du nicht die Absicht gehabt, noch etwas anderes zu versuchen?"

Seine Stirn zog sich in Falten und in herber Bitterkeit zuckte es um seine Mundwinkel.

„Den Anleiheversuch bei meinem ehemaligen Freunde Rupprecht Hofbauer meinst du? — Nein, es ist glücklicherweise bei dem bloßen Vorhaben geblieben. — Und ich danke dem Himmel, daß er mich gnädig vor einer Demütigung bewahrt hat."

„Vor einer Demütigung, Hubert? — Inwiefern?"

„Wäre es nicht eine schmachvolle Demütigung gewesen, wenn ich in seiner eigenen Behausung hätte als Bittender vor einem Manne stehen müssen, der den Wunsch hat, mich nicht mehr zu kennen?"

„Das ist unmöglich. — Hast du mir nicht gesagt, daß es niemals einen Streit oder sonst eine Mißhelligkeit zwischen dir und dem Dr. Hofbauer gegeben habe?"

„Ja. So sagte ich, und es war die reine Wahrheit. — Noch heute ahne ich nicht, was ihn mir entfremdet hat. Jahre hindurch hatte uns eine Freundschaft verbunden, wie sie inniger kaum gedacht werden kann. Und bei seiner echt bajuvarischen Redlichkeit rechnete ich mit einer Fortdauer dieser Freundschaft bis zu dem Tage, an dem der Tod einen von uns beiden abrufen würde. Aber es scheint, daß man auf keines Menschen Treue bauen darf — auch nicht auf die des Ehrlichsten und Biedersten. Bei keinem freilich hätte die Enttäuschung mich so schwer und so schmerzlich treffen können wie gerade bei ihm."

Hertha war an das Atelierfenster getreten und blickte stumm auf das Gewirr von Dächern und Türmen hinab,

das sich zu ihren Füßen ausbreitete, von der Hitze des Sommertages mit einem feinen grauen Dunstschleier umwoben. In dieser Riesenstadt, die da vor ihr lag wie ein gewaltiges Panoramabild, gab es nach ihrer heiligen Ueberzeugung außer ihrem Gatten nur einen einzigen Menschen, dessen Herz von warmer Freundschaft für sie erfüllt war — und dieser eine war derselbe Mann, dessen Treubruch Hubert Kröning soeben mit bitteren Worten beklagt hatte. Sie durfte ihm nicht widersprechen, durfte ihm nicht sagen, warum das innige Verhältnis, das einst zwischen den dreien bestanden, hatte aufhören müssen. Wenn er blind genug war, die Ursache nicht zu erkennen, nicht ihre Lippen durften es sein, die ihn sehend machten.

„Warum sprichst du gar nicht?“ fragte Hubert nach einer kleinen Weile mit merklichem Anklang von Ungeduld. „Findest du vielleicht, daß ich ihm unrecht tue?“

„Nein,“ erwiderte sie. „Aber ich begreife nicht, was dich gerade heute zu der Ueberzeugung gebracht hat, daß Dr. Hofbauer dich nicht mehr kennen will.“

„Ich habe den unzweideutigsten Beweis dafür erhalten; denn ich bin ihm begegnet — gerade als ich mich auf dem Wege zu seiner Wohnung befand. — Er ist mir geflissentlich ausgewichen, nur um nicht etwa meinen Gruß erwidern zu müssen.“

„Das glaube ich nicht. — Wahrscheinlich hat er dich nicht gesehen.“

„O, er müßte ein besserer Komödiant sein, wenn er mich daran hätte glauben machen wollen. Er hatte mich offenbar zu spät erkannt, um sich noch in eine Seitenstraße oder in einen Torweg flüchten zu können. Und er mußte hart an mir vorüber. Da drehte er denn im letzten Augenblick den Kopf zur Seite. Aber ich sah, daß

sein Gesicht wie mit Blut übergossen war. Daß ich unter solchen Umständen nicht mehr daran dachte, ihn anzureden oder ihn gar um seinen Beistand zu bitten, wirst du doch wohl begreifen."

„Er würde ihn dir trotzdem mit Freuden gewährt haben, sofern es in seiner Macht gestanden hätte — dessen bin ich gewiß."

„Ich möchte wohl wissen, woher du solche Gewißheit nimmst. Ja, wenn er noch der alte wäre — der wackere, uneigennützige Bursche, der er gewesen, als ich dich durch ihn kennen lernte. Du hast mir später erzählt, wieviel seine Schwester und er in Tagen der Bedrängnis und der Krankheit für dich getan. Und ich erinnere mich noch sehr gut, mit welcher Hochachtung und Verehrung er von dir sprach. Auf Grund seiner Schilderungen hatte ich schon gelernt, dich zu bewundern, noch ehe ich dich zum ersten Male gesehen. Und wer weiß, ob ich mich ohne diese Vorbereitung so schnell und so rettungslos in dich verliebt hätte."

„Dann habe ich das Glück deiner Zuneigung eigentlich nur ihm zu verdanken?"

Es hatte vielleicht scherzhaft klingen sollen; aber die trübe Stimmung dieser Stunde brachte ein Vibrieren von Traurigkeit auch in den scherzhaften Ton, so daß Hubert auf sein junges Weib zutrat und den Arm zärtlich um ihren schlanken Körper legte.

„Was für eine törichte Rede ist das, Liebling? — Nein, ich würde dich geliebt haben, auch wenn man mir vorher nicht die allerschönsten, sondern die schrecklichsten Dinge von dir erzählt hätte. Aber es war eine so prächtige Zeit, als ich zu meiner namenlosen Freude der Dritte in diesem Freundschaftsbündnis werden durfte, bis ich

eines Tages die beseligende Gewißheit erhielt, daß es noch mehr als nur Freundschaft war, was du für mich fühltest. Erinnerst du dich noch an den Abend unseres Verlöbnisses, Schatz? Und an den überströmenden Jubel, mit dem ich Rupprecht als den ersten unter allen Menschen zum Vertrauten meines Glückes machte? Damals glaubte ich, daß nun das Band zwischen ihm und mir noch fester und unzerreißbarer werden müßte. Und während unseres Brautstandes war ja auch in seinem Benehmen wenig oder nichts von einer Veränderung zu bemerken. Damit aber, daß er die Einladung zu unserer bescheidenen Hochzeitsfeier ausschlug, fing es an. Und als ich dann bald nach unserer Uebersiedelung hierher erfuhr, daß er ebenfalls nach Paris gegangen war, um in den hiesigen Museen und Sammlungen Studien für sein großes kunstgeschichtliches Werk zu machen, da wußte er sich meinen Anknüpfungsversuchen auf eine so unzweideutige Weise zu entziehen, daß ich hätte mit Blindheit geschlagen sein müssen, um die Absicht eines vollständigen Bruches nicht zu durchschauen. Natürlich bin ich ihm nicht nachgelaufen und habe es verschmäht, Aufklärungen von ihm zu verlangen. Aber irgendwo in einem Winkel meines Herzens war doch immer noch so etwas wie die schwache Hoffnung, daß wir uns eines Tages wieder zusammenfinden würden und daß es noch einmal werden könnte, wie es gewesen. Seit der heutigen Begegnung erst weiß ich, daß davon nicht mehr die Rede sein kann. Denn wenn es ihm jetzt noch einfallen sollte, mir die Hand zu bieten — jetzt würde ich es sein, der sie mit aller Entschiedenheit zurückwiese. Rupprecht Hofbauer und die Erinnerung an unsere alte Freundschaft sind ein für allemal aus dem Buche meines Lebens gestrichen."

Hertha hatte den Kopf an seine Schulter sinken lassen. Auch jetzt erwiderte sie nichts; aber das Herz war ihr zum Sterben schwer. Wieviel hatte seine Liebe zu ihr den treuen Mann gekostet, dessen starker Arm sie jetzt so warm und innig umschlang! Seine glänzenden Zukunftsaussichten, seinen Beruf, an dem er mit ganzer Seele gehangen, die Liebe seines zweiten Vaters und die Freundschaft des besten und redlichsten aller Menschen. Sie aber vermochte ihm als Ersatz für dies alles nichts Besseres zu geben, als ihre unbedeutende Person — sie konnte wohl mit ihm leiden und darben, aber ihre schwache Kraft vermochte ihm über keine einzige Schwierigkeit hinwegzuhelfen. Nie war sie sich selber so abscheulich egoistisch, so hassenswert vorgekommen wie in diesem Augenblick.

„Und es sollte nun wirklich kein Mittel mehr geben, deine Reise nach Rußland zu ermöglichen?“ fragte sie beklommen. „Gar keines?“

„Nein, Liebling! Diese Hoffnung habe ich begraben. Nur ein Wunder hätte mir die nötigen Mittel verschaffen können. Und einem armen unbekannten Maler zu Liebe ereignen sich heutzutage keine Wunder mehr. Laß uns also nicht weiter davon reden!“

Er sagte es scheinbar ruhig; aber Hertha wußte, wie schwer ihm der Verzicht ankam, und da sie fühlte, wie nahe ihr schon wieder die Tränen waren, wußte sie sich nicht anders zu helfen als damit, daß sie sich für eine Weile in die Unruhe des Straßenlebens hinaus flüchtete. Unter dem Vorwande einer notwendigen Besorgung entzog sie sich ihrem Manne und eilte in das anstoßende Schlafzimmer, um sich zum Ausgehen anzukleiden.

„Ich bin bald zurück," sagte sie, als sie wieder herein kam. „Vielleicht kommt mir inzwischen doch noch irgend ein rettender Gedanke."

Aber sie hatte für diese Flucht noch einen anderen Grund als den, Hubert ihre Tränen zu verbergen. Wenn er sie gefragt hätte, ob in seiner Abwesenheit jemand dagewesen sei, hätte sie entweder ihr dem Vicomte gegebenes Versprechen brechen oder ihren Mann ins Gesicht hinein belügen müssen. Und das eine erschien ihr ebenso strafwürdig wie das andere. Sie tadelte sich wegen ihres vorigen Verhaltens gegen den liebenswürdigen Franzosen, und doch wünschte sie, daß der Verkauf des Bildes zustande kommen möge. In diesem Zwiespalt der Empfindungen wäre sie sicherlich außerstande gewesen, Hubert auch nur die unschuldigste und harmloseste Komödie vorzuspielen.

Ziellos und planlos lief sie wohl eine Stunde lang in der Bruthitze des Julitages umher, bis die Müdigkeit sie zwang, ihre Schritte heimwärts zu lenken. Schon bevor sie die letzten Stufen der endlosen Stiege erklommen hatte, die für Fußgänger den unteren Teil der Rue Caulaincourt mit der höher gelegenen Rue Lamarck verbindet, gewahrte sie vor ihrem Hause das prächtige Automobil mit den zartgrauen Lederpolstern, das sie auch bei dem Kaffeehause auf dem großen Boulevard hatte halten sehen, in welchem Hubert und sie zufällig die Bekanntschaft des Vicomte gemacht. Persigny war also oben bei ihrem Manne, und sie überlegte, ob sie nicht lieber ihren zwecklosen Spaziergang fortsetzen solle, bis er sich entfernt hatte. Aber die Unruhe, von der sie sich plötzlich ergriffen fühlte, war zu groß. Sie mußte um jeden Preis erfahren, welchen Verlauf da oben die Dinge nahmen,

und ihr Herz pochte ungestüm von der Hast, mit der sie die sechs Treppen hinaufgeeilt war, als sie wenige Minuten später in Hut und Straßenjäckchen auf der Schwelle des Ateliers erschien.

Hubert kam ihr entgegen, um sie zu begrüßen, und während Herr de Persigny sich tief und förmlich verbeugte, sagte der Maler in merklicher Erregung:

„Der Herr Vicomte, an den du dich wohl noch vom Kaffeehause her erinnerst, erwies mir die Ehre seines Besuches, um sich meine Bilder anzusehen. Natürlich konnte ich ihm nicht zeigen, was nicht vorhanden ist. Nun aber hat er sich's in den Kopf gesetzt, mir diese Porträtstudie abzukaufen, und will mir, wie es scheint, nicht glauben, daß sie für mich unverkäuflich ist. Es wäre mir lieb, wenn du ihm bestätigen wolltest, daß ich schon vor dem ersten Pinselstrich entschlossen war, das Bild nicht auf den Markt zu bringen."

Der Vicomte machte ihr hinter Huberts Rücken ein Zeichen flehentlicher Bitte; Hertha aber fühlte, in wie verräterischer Glut ihre Wangen brennen mußten, und sie mußte alle Kraft aufbieten, um wenigstens notdürftig Herrin ihrer Verwirrung zu werden.

„Ja, du hattest allerdings die Absicht, es zu behalten, aber — aber wenn sich jetzt ganz unerwartet eine Möglichkeit bietet — — du — du könntest es doch vielleicht später einmal wiederholen."

Das Erstaunen auf dem Gesicht des Malers war ersichtlich nicht frei von einer Beimischung schmerzlichen Unmuts.

„Du weißt, daß ich ganz außerstande bin, das nämliche Bild zweimal zu malen. Und ich hatte geglaubt, daß

dieses hier, das dein Geburtstagsgeschenk sein sollte, dir besonders lieb sei."

„Das ist es auch, Hubert — das ist es auch ganz gewiß. Aber wenn du es zum Geschenk für mich bestimmt hattest, habe ich vielleicht schon jetzt ein Recht, darüber zu verfügen. Und wenn es so ist — —"

„Dann willst du mir raten, es fortzugeben? Habe ich dich richtig verstanden?"

„Ja."

Sie wußte kaum, woher sie den Mut nahm, so zu sprechen. Sie wußte nur, daß das Geld für seine Reise um jeden Preis beschafft werden mußte und daß sie um dieses Zweckes willen nicht einmal vor der Gefahr zurückschrecken durfte, ihn zu kränken.

Hubert ging ein paar Mal mit starken Schritten durch das Atelier, während die beiden anderen in wartendem Schweigen verharrten. Dann blieb er vor der Staffelei stehen.

„Wenn meine Frau so leichten Herzens bereit ist, sich von dem Bilde zu trennen, habe auch ich nichts mehr gegen einen Verkauf einzuwenden," sagte er mit hart klingender Stimme. „Ueber den Preis und alles sonstige können wir ja verhandeln, wenn es fertig ist, was schwerlich vor Ablauf einiger Wochen der Fall sein wird."

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Kröning," wandte Persigny ein, „aber es liegt mir sehr viel daran, mich des Besitzrechts schon heute endgültig zu versichern. Darum möchte ich Ihnen vorschlagen, daß wir den Kauf gleich jetzt vollziehen. Ich biete Ihnen einen Preis von zweitausend Franks. Sind Sie damit einverstanden?"

Verwundert hob der Maler den Kopf. Nie war ihm für eines seiner Bilder ein Angebot von solcher Höhe ge-

macht worden. Aber es war doch mehr Gleichgültigkeit als freudige Ueberraschung in seiner Erwiderung:

„Wenn es Ihnen soviel Wert ist — meinetwegen!"

„Und Sie erlauben mir, die Kaufsumme sofort zu erlegen?"

„Nein, davon kann nicht die Rede sein. Das Bild könnte ja vor der Ablieferung hier in meinem Atelier verbrennen, oder ich könnte sterben, ehe ich es fertiggestellt habe."

„Das sind Möglichkeiten, die ich auf mein Risiko nehmen würde. Aber —" fuhr er auf ein abermaliges energisches Kopfschütteln des Künstlers fort," gegen eine angemessene Anzahlung wenigstens werden Sie sich hoffentlich nicht sträuben. Nur zu meiner eigenen Beruhigung, denn im anderen Falle würden Sie ja immer noch das Recht behalten, zu Gunsten eines andern über das Gemälde zu verfügen. Sagen wir also — eine Anzahlung von sechshundert Franks."

Hubert Kröning wandte sich gegen seine Frau.

„Eigentlich geht dies Geschäft ja nur dich an. Und wenn du die sechshundert Franks nehmen willst — —"

„Ja," erklärte Hertha, „ich nehme sie an."

Der Maler zuckte die Achseln und ließ ohne weiteren Widerspruch geschehen, daß Persigny die sechs Banknoten aus seiner Brieftasche auf den Tisch zählte.

„Und bis zu welchem Termin muß ich das Bild abliefern?" fragte er nur.

„Ich stelle nach dieser Richtung hin selbstverständlich keine Bedingungen; denn ich verkehre lange genug mit Künstlern, um zu wissen, daß die Inspiration und die Arbeitsfreude sich nicht erzwingen lassen. Wenn Sie nur gestatten wollen, mich hier und da in Ihrem Atelier an

dem Anblick meines Bildes zu erfreuen, mögen Sie daran arbeiten, solange Sie wollen — drei Wochen, drei Monate oder ein Jahr."

„Sie sind ein wunderlicher Käufer, Herr Vicomte! Aber ich danke Ihnen dafür, daß Sie mir Zeit lassen wollen. Denn ich werde vielleicht genötigt sein, eine Auslandsreise anzutreten, von der ich schwerlich vor Ablauf von acht oder vierzehn Tagen zurück sein kann. Und es würde mich deshalb bedrücken, an einen zu nahen Ablieferungstermin gebunden zu sein."

Persigny verbeugte sich und machte Miene aufzubrechen Einer unwiderstehlichen Regung von Dankbarkeit folgend, reichte die junge Frau ihm die Hand.

„Mein Mann sagt, daß dies Geschäft eigentlich nur mich angehe; darum habe wohl auch ich die Verpflichtung, Ihnen zu danken."

Ehrerbietig zog der Franzose die schmalen, feinen Finger an seine Lippen.

„Ich allein bin es, der Ihnen für das große Opfer zu danken hat, gnädige Frau! Ein Kunstwerk wie dieses ist mit Geld ja überhaupt nicht zu bezahlen. Und ich werde immer in Ihrer Schuld bleiben."

Nach höflicher Verabschiedung von dem Maler ging er zur Tür; Hubert gab ihm das Geleit, und als sie schon auf der Schwelle standen, hielt er ihn unter dem Einfluß einer plötzlichen Eingebung noch einmal zurück:

„Darf ich Ihnen eine Bitte aussprechen, Herr Vicomte?"

„Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung. Es wird mir jederzeit ein Vergnügen sein, Ihnen zu dienen."

„Wie ich schon sagte, werde ich vielleicht genötigt sein, meine Frau für eine Reihe von Tagen allein in Paris

zurückzulassen. Und sie hat hier weder Freunde noch Verwandte, an die sie sich in Fällen unvorhergesehener Bedrängnisse wenden könnte."

„Aber was sollte mir denn widerfahren, Hubert?" mischte sich Hertha ein. „Ich hbae schon mit sechzehn Jahren auf eigenen Füßen gestanden, und heute bin ich wahrhaftig kein Kind mehr."

„Man ist in Paris mit seiner ewigen Kriegs- und Spionenfurcht niemals sicher davor, daß einem die Polizei nicht unvermutet irgendwelche Schwierigkeiten oder zum mindesten Unbequemlichkeiten bereitet. — Uebrigens, Herr Vicomte, Sie arbeiten doch, wenn ich nicht irre, im Ministerium der Auswärtigen Angelegenheiten. Wie denkt man denn am Quai d'Orsay über die Weltlage?"

Herr de Presigny lächelte sein liebenswürdigstes Lächeln.

„Man ist der Erhaltung des Friedens noch auf Jahre hinaus niemals sicherer gewesen als in diesem Augenblick, lieber Meister!"

„Trotz des elenden Mordanschlages auf den österreichischen Thronfolger und des gespannten Verhältnisses zwischen Rußland und der Donaumonarchie?"

Der junge Diplomat machte eine geringschätzige Geste.

„Ah, wegen dieser Serben wird man sich gewiß nicht in die Unkosten eines europäischen Krieges stürzen. Wir haben aus London wie aus Petersburg die allerbesten Nachrichten."

„Ich liefe also mit einer Reise nach Rußland keine Gefahr, durch einen plötzlichen Kriegsausbruch von meinem deutschen Vaterlande abgeschnitten zu werden?"

„Aber, mein bester Herr Kröning — was für Hirngespinste sind das! Soweit diese Besorgnis in Betracht kommt, könnten Sie sich getrost auf einen mehrjährigen Aufenthalt im Zarenreiche einrichten. An der Newa, an der Themse wie an der Seine, überall wünscht man den Frieden und nichts als den Frieden. — Was aber Ihre Frau Gemahlin betrifft, so bitte ich sie dringend, sich als unter meinem Schutze stehend zu betrachten. Sollte die gnädige Frau irgendwie belästigt werden, sei es von der Polizei oder von sonst jemandem, so wird die allerkürzeste Benachrichtigung genügen, mich zu ihrem Beistande herbeizurufen. Und ich stehe dafür ein, daß ihr nicht das kleinste Ungemach widerfährt."

Der Maler drückte ihm die Hand.

„Ihre Zusage bedeutet für mich unter allen Umständen eine Beruhigung, auch wenn Sie, wie ich hoffe, nicht in die Lage kommen, sie einzulösen."

Er geleitete ihn vollends hinaus. Als er wieder in das Atelier trat, war auf seinem Gesicht nicht der Ausdruck von Freudigkeit, den Hertha darauf zu finden gehofft hatte. Ihr schlechtes Gewissen hielt sie ab, eine Frage an ihn zu richten, und er selber schien trotz des bedeutsamen Ereignisses, das sich soeben abgespielt, nicht zum Sprechen aufgelegt. Nachdem er ein paar Mal schweigend auf und nieder gegangen war, stand er lange vor dem halb vollendeten Bilde, das nunmehr aufgehört hatte, sein Eigentum zu sein. Und dann, als sein Blick die noch immer auf dem Tische liegenden Kassenscheine streifte, stieß er plötzlich mit einer Heftigkeit, die Hertha erschreckte, hervor:

„Nein, ich werde nicht reisen. — Ich kann es nicht

über mich gewinnen, dich zu verlassen. — Es ist eine innere Stimme in mir, die mir zuruft, zu bleiben."

„Aber das ist offenbar Torheit, Hubert! Wir sollten dem Himmel für die glückliche Fügung danken, die uns gerade noch zur rechten Zeit in den Besitz dieses Geldes gebracht hat. — Und meinetwegen brauchst du dich doch gewiß nicht zu beunruhigen. Was könnte mir denn geschehen?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß sich alles in mir gegen die Reise sträubt. Gewiß habe ich mit Inbrunst eine Möglichkeit dazu herbeigewünscht. Und die Vorstellung, daß ich meinen edlen, väterlichen Wohltäter nie mehr sehen sollte, erscheint mir noch jetzt wie ein großes Unglück. Aber ich würde fern von dir keine ruhige Stunde haben. Und wenn du dich nicht entschließen kannst, mich zu begleiten — —"

„Das ist unmöglich," fiel sie mit Entschiedenheit ein, „du mußt selbst einsehen, Hubert, daß es ganz unmöglich ist. Und ich würde dir ernstlich zürnen — ich würde zum ersten Mal an deiner männlichen Entschlossenheit irre werden, wenn du um einer augenblicklichen, durch nichts gerechtfertigten Stimmung willen den Plan aufgeben wolltest, an dessen Ausführung bisher uns beiden soviel gelegen war."

Wieder versank der Maler in ein langes Schweigen; dann hob er den Kopf.

„Nun wohl, mag es denn darum sein! — Aber du darfst nicht vergessen, Hertha, daß du es gewesen bist, die mich jetzt trotz meines Widerstrebens dazu getrieben."

— — — — — — — — — — —

Die kleinen Reisevorbereitungen waren unter Frau Herthas emsigen und geschickten Händen rasch erledigt.

Als die Helligkeit des Sommertages in Dämmerung überging, stiegen sie hinab, um die Fahrt zum Bahnhof anzutreten, und eine Stunde später kehrte die junge Frau allein in das Atelier unter dem Himmel zurück. Sie machte kein Licht, vielleicht aus Furcht, irgendwo im Spiegel ihrem blassen Gesicht mit den heißen, vom Weinen geröteten Augen zu begegnen. Wieder stand sie an dem breiten Atelierfenster, von dem aus sich jetzt die Straßenzüge der tief unter dem Montmartre liegenden Stadtteile als lange Lichterreihen verfolgen ließen. Sie wußte, daß es da drunten von Menschen wimmelte, daß sie sich inmitten vieler Hunderttausende befand — und doch hatte sie nie in ihrem Leben ein ähnliches Gefühl trostloser Verlassenheit gehabt. Und nicht der Verlassenheit allein, sondern auch der quälenden Furcht. Denn alle diese Hunderttausende wurden in ihrer Vorstellung plötzlich zu erbitterten, erbarmungslosen Feinden. Sie erinnerte sich mit unheimlicher Deutlichkeit an alle gegen Deutschland und gegen die ‚Prussiens' gerichteten Gehässigkeiten, deren zufällige Zeugin sie während ihres Pariser Aufenthalts geworden war; sie sah wutfunkelnde Blicke und hörte laut oder halblaut hervorgestoßene Schmähungen, wie sie mehr als einmal ihr Ohr erreicht hatten. Und wenn das alles sie nicht berührt und beunruhigt hatte, so lange sie sich unter dem Schutze ihres Gatten wußte, so nahm es jetzt in ihrer Einsamkeit für sie die Gestalt einer drohenden Gefahr an, die ihr Herz mit Bangen erfüllte.

Hubert hatte ihr von einer inneren Stimme gesprochen, die ihn gebieterisch mahnte, seinen Reiseentschluß aufzugeben. Und wenn sie ihm in jenem Augenblick so hätte antworten sollen, wie es ihr in Wahrheit zumute war, dann hätte sie ihm gestehen müssen, daß diese war-

nende Stimme auch in ihrem Innern laut wurde — sie hätte sich an seine Brust werfen und ihn inständig anflehen müssen, sie nicht zu verlassen. Aber sie hatte der Regung, die sie für eine selbstsüchtige hielt, Schweigen geboten und hatte allen Einfluß, den sie über ihn besaß, aufgeboten, seine Bedenklichkeiten zu zerstreuen.

Nun war er fort, und sie fühlte sich zum ersten Male in ihrem Leben mutterseelenallein. Die düstere Wolkenwand, die sich im Westen am nächtlichen Himmel emporschob, erschien ihr wie ein Symbol ihrer nächsten Zukunft. Beide Hände auf das angstvoll pochende Herz gepreßt, lehnte sie die Stirn an die kühle Fensterscheibe und weinte voll tiefen Wehs die bitteren Tränen der Verlassenen.

---

3. Kapitel.

Die ritterliche Nation.

Durch ein in Petersburg aufgegebenes Telegramm hatte Hubert Kröning seiner jungen Frau den glücklichen Verlauf seiner Reise gemeldet. Seitdem war sie ohne Nachricht von ihm; aber sie mußte sich bei ruhiger Ueberlegung sagen, daß damit kein Anlaß zu irgendwelchen Besorgnissen gegeben war. Denn von der russischen Hauptstadt bis in das Gouvernement, das das eigentliche Ziel seiner Fahrt bildete, war noch ein weiter Weg. Das Gut, auf dem sein Oheim während eines Besuches von der verhängnisvollen Erkrankung heimgesucht worden war, stand durch keinen Telegraphendraht in Verbindung mit der übrigen Welt, und es konnte darum noch eine

Reihe weiterer Tage vergehen, ehe eine briefliche Nachricht sie erreichte.

Hertha suchte sich in das Unabänderliche zu fügen; die tiefe Niedergeschlagenheit aber, unter der sie seit Huberts Abreise litt, wollte nicht von ihr weichen. Und so groß war ihre Scheu vor jeder Berührung mit den Menschen, daß sie sich in ihre Dachwohnung einsperrte wie in eine Klosterzelle. Die Frau des Concierge, die ihr schon früher allerlei Aufwärterinnendienste geleistet hatte, besorgte die geringfügigen Einkäufe, deren es für die Fristung ihres Lebens bedurfte, so daß die junge Frau der Notwendigkeit überhoben wurde, auf die Straße hinunter zu gehen. Und so war es für sie nicht anders, als ob der Lauf der Welt stillgestanden hätte seit der Stunde, da sie sich von dem teuersten Menschen hatte trennen müssen.

Sie hatte sich vorgesetzt, keinerlei Besuch zu empfangen, und sie war nun schon zweimal in die Lage gekommen, sich auf die Festigkeit dieses Vorsatzes hin zu prüfen. Denn es war bereits zum zweiten Male geschehen, daß sie, durch das Anschlagen der Wohnungsglocke veranlaßt, auf den Fußspitzen zur Eingangstür geschlichen war und durch das Schlüsselloch in dem Einlaß Heischenden den Vicomte de Persigny erkannt hatte. Da hatte sie sich dann mäuschenstill verhalten und hatte regungslos gewartet, bis er sich wieder entfernt hatte. Denn sie trug nach seiner Gesellschaft ebenso wenig Verlangen wie nach irgendeiner andern. Es war ihr überhaupt unbegreiflich, was ihn bestimmen konnte, sie aufzusuchen. Er wußte doch, daß ihr Gatte abwesend war und daß deshalb die Arbeit an dem Bilde keine Fortschritte gemacht haben konnte. Für einen bloßen Höflichkeitsbesuch aber war bei der Ober-

flächlichkeit ihrer Bekanntschaft kein Anlaß gegeben, und wenn er ihr irgend eine Mitteilung zu machen hatte, die sich auf die geschäftliche Abmachung bezog, so konnte er das ebensowohl auf brieflichem Wege tun.

An den letzten Tagen hatte Hertha zu ihrer Verwunderung wahrgenommen, daß das Benehmen der Hausmeisterin sich auf eine sonderbare Weise änderte. Die Frau, die sonst, durch allerlei kleine Geschenke verwöhnt, von überströmender Liebenswürdigkeit gewesen war, zeigte sich jetzt mürrisch und wortkarg, verrichtete die leichten Dienste, für die sie schier überreichlich bezahlt wurde, mit sichtlichem Widerstreben und brummte zuweilen unverständliche Worte vor sich hin, die ganz gewiß alles andere eher als der Ausdruck einer freundlichen Gesinnung waren.

Hertha legte den vermeintlichen Launen der ungebildeten Frau zwar keine übergroße Bedeutung bei; aber sie empfand die offenkundige Gereiztheit der Person doch als etwas Lästiges, und sie war es vollkommen zufrieden, daß sie sich an diesem Morgen überhaupt nicht mehr eingefunden hatte, um die Aufträge für die täglichen Besorgungen in Empfang zu nehmen. In der Absicht, ihre kleinen Einkäufe selbst zu machen, schickte die junge Frau sich eben an, die Wohnung zu verlassen, als sie sich beim Oeffnen der Tür zu ihrer peinlichen Ueberraschung abermals Herrn Gaston de Persigny gegenübersah.

Mit großer Höflichkeit zog er bei ihrem Anblick den Hut.

„Ich bin glücklich, gnädige Frau, daß es mir wenigstens heute beschieden ist, Sie anzutreffen. — Ich kann Ihnen nicht sagen, in welcher Sorge ich mich Ihretwegen

befunden habe, als ich von dem Concierge hörte, daß Sie noch immer in Paris seien."

In verständnislosem Erstaunen sah sie ihn an.

„Sie waren meinetwegen in Sorge, Herr Vicomte? Ja, weshalb denn? — Und wo sollte ich anders sein als hier in Paris?"

„Mein Gott, ist es denn möglich, daß Sie noch garnicht wissen — — ? — Aber wir können uns nicht gut hier auf dem Treppenflur darüber unterhalten. — Für einige Minuten wenigstens muß ich Sie schon um die Gastfreundschaft Ihrer Behausung bitten."

Hertha verstand sich nur widerstrebend dazu, ihn einzulassen. Trotz des Vertrauens, das ihr seine freundliche Teilnahme beim ersten Besuche eingeflößt hatte, und trotz der Dankbarkeit, die sie noch immer gegen ihn empfand, wollte sich heute etwas wie ein unbestimmter Argwohn gegen den liebenswürdigen Franzosen in ihrem Herzen regen. Und sie bemühte sich nicht, irgendwelche Freude über seinen unerbetenen Besuch zu erheucheln. Während sie ihm den Weg in die Wohnung freigab, sagte sie mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit:

„Es werden allerdings nur ein paar Minuten sein können, Herr Vicomte — denn ich war, wie Sie sehen, eben im Begriff auszugehen."

„Was Sie unter den obwaltenden Umständen besser nicht tun sollten, liebe Frau Kröning — wenigstens nicht ohne die Begleitung jemandes, der den Willen und die Macht hat, Sie wirksam zu beschützen."

Er war ohne weiteres in das Atelier eingetreten und hatte seinen Hut auf einen Stuhl gestellt. Hertha aber blieb in einiger Entfernung von ihm stehen, ohne ihn zum Niedersitzen einzuladen.

„Ich begreife nicht — — Seit wann bedarf man am hellichten Tage in Paris eines Schutzes?“

„Seitdem die Gewißheit eines Krieges mit Deutschland die Gemüter bis zur Siedehitze erregt hat, gnädige Frau!“

So groß war Herthas Bestürzung, daß sie ihre Knie wanken fühlte und daß ihre Hand unwillkürlich nach einer Stütze tastete.

„Was Sie da sprechen, ist nur ein Scherz. — Sagen Sie, daß es nur ein Scherz ist, Herr Vicomte!“

„Ich wünschte von Herzen, daß ich das tun könnte. — Aber es ist leider bitterster Ernst. — Deutschland hat, um dem verbündeten Oesterreich beizustehen, Rußland den Krieg erklärt, und es ist selbstverständlich, daß wir dem nicht untätig zuschauen können. Aber das alles müssen Sie doch wissen.“

Nun löste es sich wie ein Aufschrei der Verzweiflung von den Lippen der jungen Frau.

„Nichts weiß ich — nichts! — Ich habe seit der Abreise meines Mannes keinen Menschen gesehen als die Frau des Concierge, und sie hat mir kein Wort von diesen Dingen gesagt.“

„Dann beklage ich es um so lebhafter, daß ich hier zweimal an eine verschlossene Tür gekommen bin. Es war mein redlicher Wille, das Versprechen einzulösen, das ich Ihrem Gatten gegeben, und Sie zur rechten Zeit zu warnen. Ihre jedesmalige Abwesenheit aber machte es mir leider unmöglich.“

Hertha war nicht in der Verfassung, ihm eine Komödie vorzuspielen. Was lag daran, ob er ihr zürnte oder nicht!

„Deshalb also kamen Sie? Dann habe ich freilich sehr töricht gehandelt, Sie nicht einzulassen. Weshalb aber haben Sie mir nicht geschrieben?“

„Es gibt Zeiten, gnädige Frau, in denen man mit dem geschriebenen Wort sehr vorsichtig umgehen muß, zumal, wenn man sich in amtlicher Stellung befindet, wie ich. — Und wie hätte ich es auch ahnen können, daß Sie als das einzige Wesen in ganz Paris nichts von den großen Weltereignissen erfahren hätten!“

„Deutschland hat Rußland den Krieg erklärt — sagen Sie? — Aber allbarmherziger Gott! Was geschieht dann mit Hubert, der sich tief im Innern von Rußland befindet?“

„O, ich glaube nicht, verehrte Frau, daß Sie sich wegen Ihres Gatten irgendwelche Sorge zu machen brauchen. — Natürlich wird man ihm nicht vor Beendigung des Krieges gestatten, nach Deutschland zurückzukehren. Aber er wird als Gefangener seines Lebens jedenfalls sicherer sein als auf dem Schlachtfelde.“

„Als Gefangener? — Und das sagen Sie in einem Ton, als wenn Sie mir damit etwas besonders Angenehmes mitzuteilen hätten? — Es ist ja das Schrecklichste, das ihn hätte treffen können. — Er wird es einfach nicht ertragen. — Er ist doch Offizier, und hundertmal würde er den Tod im Kampfe der Schmach einer Gefangenschaft vorziehen.“

„Es ist nichts Entehrendes in der Art, wie er zum Gefangenen wurde. Und es wird Ihrem Herrn Gemahl nichts anderes übrig bleiben, als sich in sein Schicksal zu ergeben.“

„Das also war es, was sich in seinem Herzen gegen diese unselige Reise auflehnte! — Und ich habe ihn dazu

getrieben! Ich bin es, die zu allem andern auch noch dieses Fürchterliche in sein Leben gebracht hat! — O, ich wollte, Herr de Persigny, Sie hätten niemals den Weg zu uns gefunden!"

„Es ist vielleicht nicht ganz gerecht, meine liebe gnädige Frau, mich für diese unerwartete Wendung der Dinge verantwortlich zu machen. — Aber ich nehme es Ihnen nicht übel; denn ich kann Ihre augenblickliche Stimmung vollständig begreifen. — Und im übrigen sehen Sie mich bereit, alles für Sie zu tun, was in eines Menschen Kräften steht."

„Sie wollen Hubert also beistehen — wollen Ihren Einfluß aufbieten, ihm zur Freiheit zu verhelfen?"

„Ich bedaure unendlich — das geht allerdings über mein Vermögen. Nicht einmal der Präsident der Republik selbst hätte die Macht, Ihnen diesen Dienst zu erweisen. — Und ich meine, daß es sich vorerst auch viel weniger um Ihren Gatten handelt als um Sie selbst."

„Um mich? — Ach, was mit mir geschieht, ist doch ganz gleichgültig. Und wovon sollte ich bedroht sein? Man führt doch keinen Krieg gegen Frauen."

„Gewiß nicht. — In einem gewissen Sinne aber müssen wir allerdings auch die Frauen einer feindlichen Nation zu unseren Feinden rechnen. — Und namentlich auf die Ritterlichkeit des niederen Volkes darf man sich in Momenten höchster nationaler Erregung nicht mit unbedingter Sicherheit verlassen. Man sieht diesen Krieg hier als einen Ueberfall an, den Deutschland mitten im tiefsten Frieden gegen uns unternommen hat. Und Sie werden begreifen, daß man deshalb nicht gut auf die Deutschen zu sprechen ist. Es ist jedenfalls dringend notwendig, daß Sie sofort in Sicherheit gebracht werden."

Hertha wäre kein Weib gewesen, wenn sich bei seinen sehr ernst und nachdrücklich gesprochenen Worten nun nicht doch ein Gefühl der Angst in ihrem Herzen geregt hätte.

„So werde ich nach Deutschland zurückkehren," sagte sie. „Was sollte ich denn auch ohne Hubert hier beginnen?"

„Dazu ist es leider zu spät. — Vorgestern oder gestern hätte es sich noch ermöglichen lassen. Heute aber — es geht mir nahe, es aussprechen zu müssen — heute steht Ihnen der Weg in die Heimat nicht mehr offen."

Voll Entsetzen trat sie auf ihn zu und legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Was sagen Sie da? — Man wird mich nicht mehr fort lassen? — Aber auf welches Schicksal müßte ich mich dann gefaßt machen?"

„Wenn die Dinge ihren regelrechten Verlauf nähmen, würde man Sie wahrscheinlich irgendwo internieren — in einem sogenannten Konzentrationslager oder an einem anderen wenig angenehmen Orte."

„Ich würde also gefangen sein gleich meinem Manne — gefangen wie eine Verbrecherin?"

„Nicht gerade wie eine Verbrecherin, doch immerhin wie eine Persönlichkeit, der man durch strengste Bewachung die Möglichkeit abschneiden muß, unserm Widersacher Spionendienste zu leisten. — Der Krieg ist hart, liebe Frau Hertha, und selbst die Gesetze der Galanterie können für ihn zeitweilig ihre Geltung verlieren."

„O, wer spricht von Galanterie! Aber das ist himmelschreiende Ungerechtigkeit — das ist unmenschliche Barbarei!"

„Soweit es sich um Ihre Person handelt, teile ich diese Empfindung vollkommen. — Und ich bin ja hier, weil es mein Wille ist, Sie vor diesem Aeußersten zu bewahren.“

„Sie wollen mir also doch forthelfen? O, wie dankbar würde ich Ihnen dafür sein — wie unendlich dankbar!“

„Ihre Dankbarkeit, Frau Hertha, wäre das Köstlichste, was ich mir auf Erden wünschen kann. — Aber daß wird uns von vornherein recht verstehen: eine Rückkehr nach Deutschland kann auch ich Ihnen nicht mehr ermöglichen. Der Weg, den ich Sie führen will, geht nicht ostwärts, sondern nach unserem schönen französischen Süden.“

Zweifelnd sah sie ihn an. In dem Klang seiner Stimme und in dem Blick seiner Augen spürte sie plötzlich etwas, das sie stutzig machte und ein ungewisses Mißtrauen in ihr aufkeimen ließ.

„Wie soll ich das verstehen? — Haben Sie etwa die Absicht, mich irgendwo zu verbergen?“

„Sie nennen es beim rechten Namen,“ lächelte er. „Und Sie werden nicht länger an der Aufrichtigkeit meiner Freundschaft zweifeln, wenn ich Ihnen sage, daß ich damit ein großes Wagnis eingehe und sehr viel aufs Spiel setze. Sie müssen mir deshalb auch versprechen, sehr vorsichtig zu sein und nicht aus der Rolle zu fallen, die ich Ihnen vorschreiben werde.“

„Wollen Sie mir nicht vor allem sagen, was Sie mit mir vorhaben?“

„Ich besitze im südlichen Frankreich ein reizend gelegenes und ebenso reizend eingerichtetes Schlößchen —

ein kleines Paradies, das einer meiner Vorfahren sich als trautes, verschwiegenes Liebesnestchen erbaut hatte. — Dahin will ich Sie heute noch bringen — unter der Maske einer eben aus Amerika eingetroffenen jungen Verwandten. Die Besorgung der nötigen Ausweispapiere hat keine nennenswerten Schwierigkeiten, und da unten stehe ich mit den Lokalbehörden überdies auf so gutem Fuße, daß wir uns vor übergroßer Neugier der Herren Beamten nicht zu fürchten brauchen. Allerdings werden Sie genötigt sein, auf Chateau Monbonheur ein etwas eingezogenes Leben zu führen; aber ich verspreche Ihnen, daß ich nach bestem Vermögen bemüht sein werde, Ihnen die Langeweile zu vertreiben. Für uns Staatsmänner — namentlich, soweit wir noch zu den angehenden gehören — gibt es ja in den nächsten Monaten, wo die Kanonen und die Gewehre das erste Wort haben, voraussichtlich recht wenig zu tun. Und für einige Tage in jeder Woche werde ich mich jedenfalls frei machen können, um Ihnen Gesellschaft zu leisten."

Hertha war längst wieder um mehrere Schritte von ihm zurückgetreten. Bleich und still hatte sie den Schwall seiner mit echt französischer Leichtigkeit hervorgesprudelten Worte über sich ergehen lassen. Und gerade ihr beharrliches Schweigen war es, daß ihn offenbar immer selbstbewußter und unvorsichtiger machte.

„Fürchten Sie nicht, meine liebe Frau Hertha, daß es Ihnen unter meinem Dache an irgend etwas fehlen könnte," plauderte er weiter. „Ich verspreche Ihnen das angenehmste Leben, das Sie sich wünschen können. — Sie sollen tausend schöne Dinge haben, die Sie bisher entbehren mußten. Von dem aber, was Ihrem jetzigen Bohèmedasein einen gewissen Reiz verliehen haben kann,

sollen Sie nichts vermissen — nichts, schönste Frau — nicht einmal die Zärtlichkeiten des liebenden Gatten."

Mit den letzten Worten hatte er sich ihr nähern wollen; Hertha aber war ihm durch eine rasche Bewegung ausgewichen und zu dem kleinen Schreibtisch geeilt, der in einer Ecke des Ateliers stand. In fliegender Hast riß sie eine seiner Schubladen auf und hielt dem Franzosen die drei Hundertfranknoten entgegen, die sich darin befunden hatten.

„Nehmen Sie das zurück! — Ich werde Sorge tragen, daß Ihnen auch der Rest des Sündengeldes bald erstattet wird. — Und nun verlassen Sie mich auf der Stelle! — Auf der Stelle, sage ich — oder ich zeige Ihnen mit diesem hier den Weg!"

Sie hatte die Scheine auf den Tisch geworfen und sich der Wand zugewendet, wo ihres Mannes Offiziersäbel hing. Ein kurzes, metallisches Klirren — und sie hielt die blanke Klinge in der Rechten. In ihren blitzenden Augen aber und auf ihrem jetzt heiß gerötenen Gesicht war ein Ausdruck, der den Herrn Vicomte wohl überzeugen mußte, daß es sich hier um etwas Ernsteres handelte, als etwa um eine pathetische Theaterszene, wie seine Landsmänninnen sie hier und da aufzuführen lieben.

Und der angehende Staatsmann benahm sich nicht eben wie ein Held. Für eine kurze Zeitspanne nur stand er verdutzt und unschlüssig da. Dann griff er hastig mit der einen Hand nach dem Gelde und mit der andern nach seinem Hute.

„Wie es Ihnen beliebt, schöne Frau!" sagte er, seine auflodernde Wut hinter einer höhnischen Grimasse verbergend. „Aber Sie werden dies Heroinenstückchen bitter genug bereuen."

Sein Schritt verhallte auf dem Gange, und in demselben Augenblick, wo sie die Wohnungstür hinter ihm zufallen hörte, schleuderte Hertha die Waffe von sich, um laut aufschluchzend auf das schmale Ruhebett neben dem Fenster zu sinken.

Ihre grenzenlose Verzweiflung machte sie unfähig, einen Entschluß oder auch nur einen klaren Gedanken zu fassen. Sie hatte nur die einzige Empfindung, daß jetzt alles aus sei, daß das Schicksal seine Hand mit zermalmender Schwere auf sie gelegt hatte, und daß ihr nichts anderes übrig blieb, als hier liegen zu bleiben und den Tod zu erwarten.

Davon, daß draußen ein Schlüssel knirschte und daß die Wohnungstür in ihren Angeln kreischte, hatte sie nichts gehört. Sie fuhr erst in jähem Erschrecken empor, als eine menschliche Stimme an ihr Ohr schlug, die wohlbekannte, fettige Stimme der dicken Hausmeisterin, die in der ganzen Fülle ihrer echt pariserisch schlampigen Erscheinung bereits mitten im Atelier stand.

„Stehen Sie auf, Madame," sagte die Frau. „Sie können jetzt wirklich was Gescheiteres tun, als hier herumliegen und flennen."

Hertha erinnerte sich, daß der Concierge einen zweiten Schlüssel zu ihrer Wohnung besaß, aber sie war in innerster Seele empört über das dreiste Eindringen der Frau.

„Wie können Sie sich herausnehmen, unaufgefordert hereinzukommen? — Und was kümmert es Sie, wenn ich weine?"

„Na, na, nur nicht so heftig! — Es wäre ein schlechter Dank dafür, daß ich es so gut mit Ihnen meine und eine Tracht Prügel von meinem Manne riskiere, nur

um Ihnen beizustehen. — Haben Sie denn keine Ahnung, was Ihnen bevorsteht?"

„Meinetwegen mag man mich totschlagen. — Mir ist alles gleich."

„Ja, wenn es so ist — — Aber Sie sollten sich das doch noch überlegen. — Es ist nicht sehr angenehm für ein zartes Dämchen von Ihrem Schlage, unter die Fäuste des Montmartrepöbels zu geraten. Und wenn Sie jetzt von der Polizei als deutsche Spionin abgeholt werden, kann es Ihnen leicht ebenso gehen, wie es heute schon etlichen anderen ergangen ist, aus denen sie auf den bloßen Verdacht hin Purée gemacht haben."

Hertha stand auf und bemühte sich, ihre gepeinigten Nerven zur Ruhe zu zwingen.

„Sie wollen sich ein Vergnügen daraus machen, mich zu ängstigen. — Ich bin keine Spionin und die Polizei hat darum auch keine Veranlassung, sich um mich zu kümmern."

„Das ist wohl nicht ganz sicher, Madame! — Jedenfalls ist mein Mann auf dem Wege, um den Kommissär zu benachrichtigen, daß Sie als die Frau eines deutschen Offiziers verdächtig sind, gegen Frankreich konspiriert zu haben. Und ich wette, daß die Polizisten hier sind, noch ehe es von Sacré Coeur Mittag geläutet hat."

„Aber das ist eine Schändlichkeit — eine unerhörte Niedertracht! — Was habe ich Ihnen oder Ihrem Manne getan, daß Sie mich durch eine derartige lügnerische Anschuldigung ins Verderben bringen wollen?"

„Patriotische Pflicht, Madame! — Das Vaterland geht jetzt über alles. — Und außerdem — mein Mann tut es ja auch nicht aus eigenem Antriebe, sondern weil der vornehme Herr vom Quai d'Orsay es ihm aufge-

tragen hat. — Sie wissen doch: der immer mit dem feinen Auto hier vorgefahren ist, um Sie zu besuchen. — Wir haben geglaubt, es wäre die dickste Freundschaft zwischen Ihnen und ihm. — Und wir haben uns schon unsere eigenen Gedanken darüber gemacht, daß Sie in Abwesenheit Ihres Mannes solche distinguierten Freunde empfangen. — Na, es scheint ja, daß wir Ihnen damit unrecht getan haben. Denn wenn er Ihr Freund wäre, würde der Herr Vicomte Sie doch wohl nicht als Spionin an die Polizei ausliefern wollen. — Das ist ja in diesem Augenblick so ziemlich das Schlimmste, was man hier in Paris einem Menschen antun kann."

Die junge Frau fühlte, wie ihr eine Empfindung unsäglichen Ekels würgend zur Kehle emporstieg. Aber gerade das Uebermaß von Nichtswürdigkeit war es, das den Trieb der Selbsterhaltung in ihr aufstachelte und belebte.

Nein, der Elende sollte nicht die Genugtuung haben, daß sie sich geduldig und widerstandslos hatte zur Schlachtbank schleppen lassen, nur um sein feiges Rachegelüst zu befriedigen. Noch brauchte sie sich nicht verloren zu geben — noch mußte sich ein Weg finden lassen, auf dem sie diesem Schrecklichsten zu entrinnen vermochte.

„Ich fange an, den Zusammenhang zu begreifen, Frau Dubois," sagte sie in verändertem Ton. „Und ich bitte Sie um Verzeihung, wenn ich Ihre freundliche Absicht verkannt habe. — Sie sind gekommen, um mich zu warnen — nicht wahr? — Und nun werden Sie mir auch weiter helfen."

Aber die Frau schüttelte mit einer abwehrenden Handbewegung den Kopf.

„Nein — nein — was denken Sie von mir? Ich bin eine gute Französin, die Tochter eines alten Sergeanten. — Weil Sie immer nett und freundlich gegen mich gewesen sind und weil ich Ihnen keine allzu große Schlechtigkeit zutraue, darum habe ich meinem patriotischen Herzen einen Stoß gegeben und bin heraufgekommen, Ihnen die Sache zu stecken. — Mehr aber können Sie nicht von mir verlangen."

„Mein Gott, was soll ich denn nur anfangen? So geben Sie mir doch wenigstens einen Rat."

„Was ist da groß zu raten? — Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, ginge ich einfach auf und davon. Und zwar gleich auf der Stelle. Denn wenn der Kommissär es mit seiner Pflicht ernst nimmt, ist er jetzt schon auf dem Wege hierher."

Da krallte sich die Angst wie mit Geierfängen in Herthas Seele. Sie hatte es einmal mit ansehen müssen, wie eine Horde von Apachen mit Dirnen über einen harmlosen Spaziergänger hergefallen war, der aus irgend einem Grunde ihr Mißfallen erregt hatte, und sie hatte seitdem ein unaussprechliches Grauen vor der Roheit des Pariser Janhagels. Der Wut dieses Gelichters preisgegeben zu werden, erschien ihr als das Fürchterlichste, das menschliche Phantasie sich auszumalen vermag. Und angesichts einer so grauenhaften Möglichkeit konnte es für sie jetzt in der Tat nur noch einen einzigen Entschluß geben — den Entschluß sofortiger Flucht. Sie eilte in das anstoßende Schlafzimmer, wo sich ihr Hut und ihr Straßenjäckchen befanden, und ohne etwas anderes mitzunehmen als ihre kleine Handtasche, schickte sie sich an, die Wohnung zu verlassen, in der sie trotz Sorge und Not so unermeßlich glücklich gewesen war.

Die Frau des Concierge, die mit aufmerksamen, von Habgier glitzernden Augen jede ihrer Bewegungen verfolgt hatte, drängte jetzt, da Hertha noch für einen Moment überlegend stehen blieb, aufs neue zur Eile:

„Gehen Sie, Madame — gehen Sie! — Verschwenden Sie die kostbare Zeit nicht, bis es zu spät ist. — Sie können hier ruhig alles stehen und liegen lassen. — Was einen Wert hat, will ich schon in Verwahrung nehmen. Und wenn der Krieg vorüber ist, können Sie sich's bei mir wieder abholen."

Hertha ahnte, welche tieferen Beweggründe die menschenfreundliche Handlungsweise der Frau bestimmt hatten; aber sie konnte sich jetzt nicht mehr darum kümmern. Was lag auch an der geringen Habe, die sie hier zurückließ! Jetzt galt es die Freiheit und vielleicht das Leben, da durfte sie der Sorge um den armseligen Besitz nicht gestatten, ihre Schritte zu hemmen.

— — — — — — — — — —

Aber als sie dann einige Minuten später auf der Straße angelangt war, vorwärtsgepeitscht von der Angst, den zu ihrer Verhaftung abgesandten Häschern zu begegnen, kam ihr mit einem mal die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Lage zum Bewußtsein. Die Barschaft in ihrem Geldtäschchen belief sich auf kaum drei Frank, und sie besaß nichts als die einfache Kleidung, die sie auf dem Leibe trug — keine Uhr, kein Schmuckstück — nicht das kleinste Wertobjekt, das sich im äußersten Notfalle hätte zu Gelde machen lassen.

Was konnte sie in dieser Verfassung beginnen? Wohin sollte sie ihre Schritte lenken, sie, die in all diesen Monaten noch nicht einmal gelernt hatte, sich in dem Straßengewirr der Riesenstadt auch nur notdürftig zurecht zu

finden! Und sie sah die Aufgeregtheit all der Menschen um sie her. Sie fühlte instinktiv die Glut des tötlichen Hasses, der diese Verhetzten und Irregeführten erfüllte. Mit der ersten Frage, die sie an einen Vorübergehenden gerichtet hätte, würde sie sich als Deutsche verraten haben. War es ihr doch, als ob schon ihr Aeußeres Argwohn erregte, als ob mißtrauische, unheilkündende Blicke sich auf sie richteten, als ob drohende Worte hinter ihrem Rücken laut würden.

Erst war es ihre Absicht gewesen, von der nächst gelegenen Station ‚Chateau rouge' aus die Métro — die Pariser Untergrundbahn — zur Fahrt nach dem Gare de l'Est, dem Bahnhof für die Strecke nach dem südlichen Deutschland, zu benutzen. Aber dann fiel ihr ein, daß sie ja doch kein Geld hatte, eine Eisenbahnfahrkarte zu kaufen. Die dreihundert Franks, die sie dem schurkischen Franzosen hingeworfen hatte, und die Hubert ihr zur Bestreitung des Unterhalts während seiner Abwesenheit zurückgelassen, waren ihr ganzes Vermögen gewesen. Jetzt war sie im eigentlichsten Sinne des Wortes bettelarm. Und sie hatte keinen Freund, von dem sie Beistand erhoffen durfte — nicht einen einzigen mitfühlenden Menschen unter Millionen von Feinden!

Da, wie eine rettende Erleuchtung kam ihr der Gedanke an das deutsche Konsulat, auf dem sie einmal zu tun gehabt hatte, als es sich um die Beschaffung eines Ausweispapiers gehandelt. Ohne mit diplomatischen Gepflogenheiten vertraut zu sein, sagte sie sich, daß man dort verpflichtet sein müsse, ihr Hilfe zu leisten. Und sie pries es als einen glücklichen Zufall, daß ihr die Lage des Gebäudes und der Weg dahin im Gedächtnis geblieben waren. Er war sehr weit und die schwüle Mittagsglut

des ersten Augusttages lastete schwer auf den staub- und dunsterfüllten Straßen. Aber mit der neu erwachten Hoffnung im Herzen würde Hertha die Mühsal der Wanderung leichter ertragen haben, wenn nicht die wüsten Szenen, die in immer kürzeren Zwischenräumen ihre Schritte aufhielten, immer wieder ein Erschauern der Furcht durch ihre Glieder gejagt hätten. Sie sah den rasenden, kreischenden und johlenden Pöbel wohl zehnmal bei der brutalsten Zerstörungsarbeit, der deutsche Kaffeehäuser, deutsche Restaurants und Geschäftslokale zum Opfer fielen, ohne daß die in unmittelbarer Nachbarschaft postierten Polizisten für den Vandalismus der entfesselten Menge etwas anderes gehabt hätten als ein vergnügtes Grinsen. Einmal hörte sie aus einem dicht zusammengeballten Menschenhaufen heraus auch das verzweifelte Jammergeschrei von Mißhandelten, und an die Stelle der Angst, von der sie unablässig vorwärts getrieben wurde, trat für einen Moment ein Gefühl leidenschaftlich heißen Zornes.

Das also war die ‚große Nation', die sich von ihren Schmeichlern diesseits und jenseits der Vogesen so gerne hatte die ‚ritterliche' nennen lassen! Diese erbärmlichen Feiglinge, die sich im Bewußtsein ihrer Sicherheit wie Wilde gebärdeten, das unter den Schutz ihrer Gastfreundschaft gestellte Eigentum friedlicher Bürger vernichteten und sich in hundertfacher Ueberzahl voll tierischer Mordlust an Wehrlose vergriffen — sie waren nicht nur von französischen, sondern auch von deutschen Federn unendlich oft als die Träger einer alten, gefestigten Kultur gepriesen worden! O, daß doch das deutsche Schwert mit unerbittlicher Schärfe rächen möge, was hier gegen Deutsche gefrevelt wurde! Daß der Tag kommen möge,

wo diese Elenden mit Heulen und Zähneklappern zu sühnen hätten, was sie heute verbrochen!

Aber der heilige Zorn der jungen Frau war ebenso ohnmächtig wie ihre Angst. Mit abgewandtem Gesicht und halb geschlossenen Augen mußte sie an den Schauplätzen des Schreckens vorüberhasten, ohne ihrer Entrüstung Ausdruck zu geben und den Bedrängten Hilfe bringen zu können. Nun endlich sah sie das Gebäude des deutschen Generalkonsulats vor sich. Aber die schwarz-weiß-rote Flagge wehte nicht mehr auf seinem Dache und das Wappen des Deutschen Reiches, das sonst über der Eingangstür geprangt hatte, war verschwunden. Vor dem Hause hatte sich eine dicht gedrängte Menschenmenge angesammelt, die sich in wüsten Beschimpfungen und Spottreden gegen die ‚Prussiens' erging und zur Abwechslung auch wohl dann und wann die erste Strophe der Marseillaise anstimmte. Hertha machte einen verzweifelten Versuch, sich durchzudrängen, denn noch immer hoffte sie, hinter den Mauern dieses Gebäudes Schutz und Rettung zu finden. Aber was sie von den Reden der Zunächststehenden erlauschte, bedeutete eine furchtbare Enttäuschung. Die Leute erzählten sich, daß der Generalkonsul und sein Personal sich vor der Wut des empörten Pariser Volkes hätten in die deutsche Botschaft flüchten müssen, und daß aus dieser kein Mensch lebendig herauskommen würde.

„Die Männer wie die Weiber — unsere braven Mitbürger werden sie alle miteinander in Stücke reißen — genau so, wie unsere tapferen Soldaten es mit den Weibern und Kindern in dem verdammten Deutschland machen werden. — Man wird ihnen die Augen ausstechen

und die Bäuche aufschlitzen, denn sie haben nichts Besseres verdient."

Der jungen Frau wurde es plötzlich dunkel vor den Augen. Sie war am Ende ihrer Kraft angelangt. Und jetzt wünschte sie sich aus tiefster Seele nichts anderes mehr als einen raschen, schmerzlosen Tod. — —

---

4. Kapitel.

Eine Schreckensfahrt.

Hertha Kröning war nicht ohnmächtig geworden. Ein Unerwartetes, Wunderbares hatte ihr dazu verholfen, die gefährliche Anwandlung von Schwäche zu überwinden. Denn in demselben Moment, da sich ihre Augen schlossen und ihr Gesicht sich mit fahler Bläße überzog, hatte ein kraftvoller Mannesarm sich stützend um ihren Leib gelegt und hatte sie — mehr tragend als führend — aus dem Gedränge gezogen. An ihr Ohr aber klang eine tiefe, in mächtiger innerer Bewegung bebende Stimme:

„Ja, ist denn das möglich? — Hertha — liebe Hertha! Kann denn das wirklich sein?"

Der so sprach war ein Mann von schier übermenschlichen Abmessungen des Leibes. Wohl noch nicht weit über das dreißigste Jahr hinaus und augenscheinlich auf der vollen Höhe seiner Kraft. Mit seinen langen, knochigen Gliedmaßen, seinen bärenhaften Händen und seinem mehr charaktervollen als regelmäßigen Gesicht war er gewiß keine männliche Schönheit im eigentlichen Sinne des Wortes. Imponierend und respekteinflößend aber wirkte

seine Goliathgestalt auf jeden Fall, und die windigen Pariser, die er mit dem freien Ellenbogen ziemlich rücksichtslos beiseite geschoben hatte, um sich Platz zu schaffen, waren denn auch sehr bereitwillig und ohne das übliche Geschimpfe ausgewichen.

Auf die junge Frau aber hatte der Klang seiner Stimme gewirkt wie ein wundertätiges Belebungsmittel. Wohl lag es noch sekundenlang vor ihren Augen wie ein Schleier, der sie verhinderte, die Züge seines Gesichtes mit voller Deutlichkeit zu erkennen; aber in ihrem Herzen war es doch wie singendes Frohlocken, und sie empfand das Bewußtsein seiner Nähe, wie man das Erwachen aus einem schrecklichen Traume zu friedlich ruhiger Wirklichkeit empfindet.

„Rupprecht!“ flüsterte sie. „Sie sind bei mir. — O, nun ist ja alles, alles wieder gut.“

„Das wollen wir hoffen,“ erwiderte er mit dem unverkennbaren, treuherzig gemütlich anmutenden Tonfall des echten Bayern. „Aber welch ein Zufall — welch ein gesegneter Zufall! — Wie, in aller Welt, sind Sie unter das Malefizgesindel da geraten? — Und wie ist es möglich, daß Sie überhaupt noch in Paris sind? — Wo ist denn Hubert — ich meine, wo ist Ihr — Ihr Mann?“

Es war, als ob es ihm unsäglich schwer gefallen wäre, das kleine Wort über die Lippen zu bringen. Aber Hertha war nicht in der Gemütsverfassung, auf solche Nebensächlichkeiten zu achten. Sie hatte sich fest auf den riesenstarken Arm gelehnt, der sich ihr als Stütze geboten; denn sie fühlte sich immer noch nicht ganz sicher auf den Füßen, und eine Fülle gläubigen Vertrauens war in dem Blick, den sie zu dem seinigen erhob.

„Hubert ist in Rußland," flüsterte sie, damit die jetzt so verhaßten Laute der deutschen Sprache nicht etwa das vom Argwohn geschärfte Ohr eines Vorübergehenden erreichten. „Er wollte seinen dort schwer erkrankten Onkel vor dem Hinscheiden noch einmal sehen, und ich fürchte, daß es ihm nicht mehr gelungen ist, rechtzeitig nach Deutschland zurückzukehren. Seit fünf Tagen schon bin ich ohne jede Nachricht von ihm. Und jetzt wollte ich die Hilfe des Generalkonsuls für meine Abreise erbitten."

„Da kamen Sie allerdings zu spät. — Der Generalkonsul hat mit seinem Personal in die deutsche Botschaft flüchten müssen, weil der Mob das Haus zu stürmen drohte. Und in der Botschaft, aus der ich eben komme, sieht es ebenfalls wüst genug aus. Sie ist vollgepfropft mit deutschen Flüchtlingen, die sich vor der Wut des Pöbels retten mußten, und der Botschafter selbst ist bedroht und beschimpft worden, als er sich vorhin zum Minister des Auswärtigen begab, um Schutz für die Deutschen zu verlangen und seine Pässe zu fordern. Die herrliche französische Nation zeigt sich wieder einmal in ihrem vollen Glanze. Aber es wird ihr nichts geschenkt werden; darauf kann sie sich heilig verlassen."

„Und nun, Rupprecht — ? — Was soll nun geschehen? — Was soll ich anfangen? — Man hat mich der Polizei als Spionin denunziert und die Beamten sind unterwegs, mich zu suchen. — In meine Wohnung kann ich unter keinen Umständen zurück. Und wenn es keine Möglichkeit mehr gibt, von hier fortzukommen, bin ich verloren."

„Unsinn! — Sie können niemals verloren sein, solange ich bei Ihnen bin. Verlassen Sie sich nur getrost auf mich — ich schaff' schon Rat. Daß der Hubert Sie

zu solcher Zeit im Stich lassen konnte, ist freilich ein starkes Stück. Ein jedes Kind hat's doch gewußt, daß es binnen kurzem losgehen mußte. Aber davon brauchen wir jetzt weiter nicht zu reden. Die Hauptsach' ist, daß wir erst einmal aus dem Höllenkessel heraus sind. — Wir müssen zum Gare du Nord, um noch einen Zug nach Belgien zu erwischen. Als Deutsche kämen wir nicht mehr fort; aber ich hab' schon Papiere, die uns durchhelfen werden."

Hertha zweifelte nicht, daß er sie retten werde. Keinem anderen Menschen, vielleicht nicht einmal ihrem Manne, würde sie die Kraft zugetraut haben, das scheinbar Unmögliche zu vollbringen; aber wenn Dr. Rupprecht Hofbauer aus München jemandem sagte, daß er sich getrost auf ihn verlassen dürfe, so war es auch gewiß, daß er nicht mehr versprochen hatte, als er halten konnte. Sie hatte ihn in vergangenen Tagen viel zu gut kennengelernt, um nicht auf sein Wort und auf seine Treue zu bauen wie auf einen Felsen.

Aber als sie nun, nachdem er sich vergewissert hatte, daß sie wieder kräftig genug dazu sei, ihren Weg antraten, bemerkte sie, daß er stark hinkte und daß ihm das Gehen offenbar recht sauer wurde. Besorgt fragte sie, ob ihm etwas fehle, und mit dem gutmütigen Lachen, das sein unregelmäßiges, derbes Gesicht wirklich hübsch machte, erwiderte er:

„Eine kleine Fußverstauchung — sonst nichts. — Und eine zehnmal gesegnete obendrein! — Denn ohne sie säße ich wohl schon seit drei Tagen wieder in München, und wer weiß, wie teuer Sie einfältiges kleines Frauchen hier Ihre Ahnungslosigkeit hätten bezahlen müssen. Bis zum gestrigen Abend war mir's partout unmöglich, einen

einzigen Schritt zu tun, und ich knurrte in meiner Bude wie ein gefangener Löwe. Heut' aber geht's, wie Sie sehen, schon wieder ganz gut. Nur noch ein bisserl langsam — das darf Sie nicht ungeduldig machen."

Kein Zug in seinem Gesicht verriet etwas von den fürchterlichen Schmerzen, die jede Bewegung des kranken Fußes ihm verursachte. Die arglose Zuversicht, durch die er seine blasse junge Begleiterin zu trösten und aufzurichten suchte, schien so echt und ungekünstelt, daß von ihr ein beglückendes Gefühl der Sicherheit in Herthas Seele überströmte.

Als sie den von himmelhohen Häusern eingeengten Platz erreicht hatten, an dem sich das düstere Gebäude des Pariser Nordbahnhofes erhebt, sagte Rupprecht Hofbauer:

„Schier hätt' ich's vergessen: von Stund' an bis zu dem Augenblick, da wir auf deutschem Boden stehen, sind Sie erstens eine waschechte Norwegerin und zweitens — was Sie nicht verdrießen darf — meine Frau. Denn die Ausweispapiere, die ein lieber Freund mir heute zum Zweck meines Fortkommens überlassen hat, lauten auf Herrn Jens Thoresen aus Christiania. — Und da bleibt halt nichts andres übrig, als daß Sie die Frau Hertha Thoresen aus Christiania sind."

So unbefangen, fast scherzhaft auch der Ton gewesen sein mochte, in dem er gesprochen, seine Verlegenheit hatte er dahinter doch nicht ganz verbergen können, und auch Herthas Wangen hatten sich für einen Moment in heißem Erröten gefärbt. Aber sie wußte ihre Verwirrung rasch zu meistern.

„Natürlich bin ich mit allem einverstanden, was Sie für notwendig halten. — Aber wenn man uns nun auf

die Probe stellt? — Ich spreche doch kein Wort norwegisch."

„Ich auch nicht," lachte er. „Aber ich mein', die Leute, die uns befragen könnten, werden auch nur sehr unzulängliche Kenntnisse in den skandinavischen Sprachen haben. Wenn sie durchaus verlangen, daß wir norwegisch sprechen, so red' ich halt in meinem schönsten Giesinger Dialekt, aus dem kein französisches Ohr das Deutsche heraushört. Und Sie als geborene Rostockerin sekundieren mir im Mecklenburger Platt. Ich setz' meinen Kopf zum Pfand, daß wir uns damit zur Genüge als wurzelechte Norweger legitimieren."

Trotz des bitteren Ernstes ihrer Lage mußte Hertha lachen. Und mit diesem einzigen Auflachen war wie durch ein Wunder auch der letzte Rest von Angst verflogen. Als Rupprecht sie nach ihrem Gepäck fragte und ihren Hinweis auf das winzige Handtäschchen mit dem Geständnis beantwortete, daß er selber von all seinen unschätzbaren Pariser Kostbarkeiten nur einen Reservekragen und ein Zahnbürstchen mitgenommen habe, lächelten sie sich an wie zwei Kinder, die sich auf ein übermütiges Abenteuer eingelassen haben. Und dieser heitere Ausdruck ihrer Gesichter half ihnen besser durch alle Fährlichkeiten der Bahnhofskontrolle, als der auf Herrn Jens Thoresen aus Christiania ausgestellte Reisepaß und das unglaubliche, mit wenig salonfähigen oberbayrischen Redewendungen durchsetzte Französisch, das Dr. Rupprecht Hofbauer in Beantwortung der an ihn gerichteten Fragen radebrechte. Obwohl in dem Paß von einer Frau Thoresen mit keiner Silbe die Rede war, ließ man die schöne Blondine an seinem Arm doch nach kurzen Bedenklichkeiten ungehindert passieren, nachdem man aus einigen

plattdeutschen Bemerkungen, die sie in das Verhör eingeworfen, die Gewißheit ihrer nordischen Herkunft gewonnen hatten.

Ein Zug stand zur Abfahrt nach Brüssel bereit, und obwohl er längst überfüllt war, gelang es Dr. Hofbauer doch, noch einen erträglichen Sitzplatz für Hertha zu erobern. Er selber mußte freilich in drangvoll fürchterlicher Enge stehen bleiben, was bei seinen Schmerzen sicherlich eine nicht geringe Tortur bedeutete. Aber jedesmal, wenn Frau Herthas Blick zu ihm hinüber streifte, begegnete er derselben ruhig heiteren Miene und einem lächelnden Kopfnicken. Auf eine Unterhaltung leisteten sie lieber Verzicht, aus Furcht, sich durch ihre Aussprache des Französischen zu verraten. Daran, daß es ihnen übel ergehen würde, wenn man sie als Deutsche erkannte, konnten sie ja nicht zweifeln. Die Gespräche, die sie umschwirrten, sagten es ihnen deutlich genug. Ihre aus Franzosen und Belgiern bestehenden Reisegenossen, unter denen sich, vereinzelt allerdings, auch Angehörige neutraler Staaten befanden, schienen samt und sonders von einem geradezu fanatischen Haß gegen Deutschland erfüllt und wetteiferten in dem Bemühen, ihm durch die maßlosesten Beschimpfungen Luft zu machen. Hertha konnte jetzt nur noch mit Schaudern daran denken, daß sie bis heute unter diesem Volke gelebt hatte. Wohl war ihr die ‚grande nation' seit dem Augenblick, da sie in nähere Berührung mit ihr gekommen war, erstaunlich kleinlich, unreif und rückständig erschienen, und niemals hatte sie Sympathien für diesen oberflächlichen, geräuschvollen und bei aller Schönrednerei brutal-egoistischen Menschenschlag gewinnen können; aber diese schrankenlose Entfesselung roher Instinkte wirkte auf sie trotzdem wie eine

ungeahnte Ueberraschung Da war nichts von einem brausenden Aufwallen patriotischer Begeisterung, das sie sehr wohl verstanden haben würde — da waren nur widerwärtige Ausbrüche nationaler Wut, untermischt mit prahlerischen Großsprechereien, die sich himmelweit von ruhig-selbstbewußter Siegeszuversicht unterschieden.

Bis zur belgischen Grenze indessen blieb die Fahrt trotz Staub, Hitze und wahrhaft erstickender Atmosphäre immerhin erträglich. Auf dem Boden des Nachbarkönigreichs erst begann das eigentliche Marthyrium der beiden deutschen Flüchtlinge. Belgische Reservisten in schlechten, schmutzigen Uniformen, fast durchweg den untersten Ständen angehörig, drängten sich rücksichtslos in den überfüllten Zug, eine ekelerregende Branntweinatmosphäre um sich verbreitend und von unflätigen Reden überfließend. Niemand wagte gegen ihr Benehmen Einspruch zu erheben, und Hertha zitterte vor Angst, daß Rupprecht als der erste die Herrschaft über sich selbst verlieren und damit eine Katastrophe heraufbeschwören könnte.

Aber wenn dem riesenhaften Bayern auch hier und da das Blut heiß bis in die Stirn hinaufstieg, wußte er doch an sich zu halten bis zu dem Augenblick, wo sich unter den Insassen des Wagens die Kunde verbreitete, im letzten Abteil säßen Deutsche, eine Frau, die sich mit ihren drei Kindern in den Zug zu schmuggeln gewußt hätte, um aus Paris zu entkommen. Eines der weinenden Kinder sollte durch die Laute seiner Muttersprache zum Verräter geworden sein. Da war es in dem eng zusammengekeilten Haufen wie ein einziges Aufheulen tierischer Mordlust.

„Schlagt das Weib tot!“ hieß es. „Werft die Brut auf die Schienen!“

Und das ungestüme Drängen der betrunkenen Soldaten gegen das Ende des Wagens hin ließ erkennen, daß es nicht am guten Willen fehlte, die wüsten Drohungen in entsetzliche Taten umzusetzen.

Aber die entmenschten Burschen stießen auf ein unvorhergesehenes Hindernis. Eine baumlange Hünengestalt hatte sich ihnen in den Weg gestellt, die schmale Durchgangstür zu dem bedrohten Abteil vollständig ausfüllend. Und eine Faust, die sich an Größe und Kraft nicht allzusehr von der Pranke eines Bären unterschied, schob die Nächsten weniger sanft als unwiderstehlich zurück.

„Nur Ruhe, meine Herren! — Hier kommt niemand hinein — wenigstens nicht anders als mit eingeschlagenem Schädel!"

Es war eine Warnung in gutem Französisch, aber mit einem Akzent, der keinen Eingeborenen täuschen konnte. Und nach einer kleinen Pause der Verdutztheit kam denn auch von hinten her eine kreischende Stimme:

„Es ist ein Deutscher — ein Prussien! — Schlagt ihn nieder! — Spießt ihn auf! — Reißt ihm die Eingeweide aus dem Leibe!"

Bei der Enge des als Kampfplatz zur Verfügung stehenden Raumes war das allerdings leichter gesagt als ausgeführt, zumal es vorläufig noch an opferwilligen Patrioten fehlte, die Courage genug gehabt hätten, als die ersten ihre Haut zu Markte zu tragen. Auf die Dauer aber hätte der einzelne der Menge der zum Teil bewaffneten Gegner doch wohl kaum standhalten können. Und es war sicherlich keine übereilte oder überflüssige Einmischung, als Hertha Kröning jetzt über all den Lärm hinweg rief:

„Sie dürfen meinen Mann nicht anrühren. — Wir stehen unter dem Schutz der Neutralität; denn wir sind Norweger! — Rufen Sie auf der nächsten Station einen Beamten — und wir werden uns ausweisen."

Vielleicht war es nicht so sehr der Inhalt ihrer Worte als der Wohllaut ihrer weichen Stimme und die rührende Schönheit ihres lieblichen, mädchenhaften Antlitzes, was eine so wundersam besänftigende Wirkung auf die Wütenden übte. Das Drängen und Toben hörte auf, und nur ein athletisch gebauter, starkknochiger Mensch, der wie das Modell einer Meunier'schen Bergarbeitergestalt aussah, knurrte:

„Wenn er ein Norweger ist, warum mischt er sich in unsere Angelegenheiten? — Warum will er die verdammten Deutschen in Schutz nehmen?"

„Weil es in unserer Heimat für gemein und nichtswürdig gilt, wehrlose Frauen und Kinder zu mißhandeln, wären es auch Frauen und Kinder einer feindlichen Nation."

Keine andere in diesem zur Hölle gewordenen, menschenüberfüllten Eisenbahnwagen hätte es wagen dürfen, so zu sprechen — die zierliche junge Frau aber, die sich furchtlos von ihrem Sitz erhoben hatte und auf deren üppigem Blondhaar die Strahlen der sinkenden Sonne in goldigen Reflexen spielten, durfte es wagen. Jetzt war man felsenfest überzeugt, daß sie keine Deutsche sein konnte — denn woher hätte eine Deutsche diesen unerhörten Heldenmut nehmen sollen! Und in der Gewißheit, daß alle anderen Völker der Erde auf Seiten Frankreichs stehen müßten, nahm man die Worte der Ausländerin nicht für eine Beleidigung, sondern für einen Appell an die gallische Ritterlichkeit. Man hätte es schwerlich

getan, wenn sie alt und häßlich gewesen wäre — ihre Schönheit und ihre Jugend aber ließen keine neue Zornesregung aufkommen. Rupprecht Hofbauer, der sich schon bereit gemacht hatte, alles, was ihm im Wege war, niederzuschlagen und zu Boden zu treten, um die heißgeliebte Frau des ehemaligen Freundes mit seinem gewaltigen Leibe zu decken, durfte sich jeder verhängnisvollen Gewalttat enthalten; denn niemand dachte daran, ihr ein Leid zuzufügen. Und auch die vermeintlichen Deutschen im letzten Wagenabteil blieben unbehelligt.

Die kurze dramatische Szene im rollenden Eisenbahnzuge war der erste Sieg, den deutscher Mut, deutsche Treue und deutsche Ritterlichkeit auf belgischer Erde erfochten.

— — — — — — — — — —

Eine Schreckensfahrt freilich blieb diese Eisenbahnreise durch das anscheinend in einem Wahnsinnstaumel versetzte Belgien bis zum letzten Augenblick. Auf den Stationen, wo es jedesmal endlosen Aufenthalt gab, drängten sich überall erregte Menschenmassen, die nach deutschen Flüchtlingen fahndeten und nur durch die Ueberfüllung des Zuges, die den Insassen jetzt jede Bewegung unmöglich machte, am Eindringen in die Wagen gehindert werden konnten. Erst als die Reservisten in Lüttich ausgestiegen waren, wurde es erträglicher; aber das kurze Aufatmen der Erleichterung wich einer um so schmerzlicheren Enttäuschung, als das Bahnpersonal auf der letzten Station vor der deutschen Grenze erklärte, der Zug fahre nicht weiter, und diejenigen Reisenden neutraler Nationalität, die die Absicht hätten, auf deutsches Gebiet überzutreten, müßter den Weg auf ihre Gefahr zu Fuß zurücklegen.

Es galt eine stundenlange nächtliche Wanderung, die dadurch nicht reizvoller wurde, daß die Bedauernswerten wiederholt von militärischen Patrouillen angehalten wurden, die ihre Ausweispapiere zu sehen verlangten.

Rupprecht und Hertha waren zuletzt ganz allein geblieben; denn so tapfer er auch seine Schmerzen zu verheimlichen wußte, konnte Dr. Hofbauer sich doch nur langsam vorwärts bringen, und der Seufzer der Befriedigung, der seine breite Brust hob, als sie endlich auf deutschem Boden angelangt waren, kam ihm sicherlich aus dem tiefsten Herzen. Auf dem langen, mühseligen Wege war zwischen ihm und seiner jungen Begleiterin kaum ein Wort gesprochen worden. Es war, als stände etwas Unsichtbares zwischen ihnen, das ihnen die Lippen verschloß, obwohl die gemeinsame Not und Gefahr der letzten Stunden sie einander doch eigentlich hätte viel näher bringen sollen, als sie sich je zuvor gewesen.

Einen Zug, den sie zur Weiterfahrt hätten benutzen können, gab es von der deutschen Grenzstation in dieser Nacht nicht mehr. Und sie mußten sich darum entschließen, in einem Gasthause den kommenden Tag abzuwarten. Als sie den Wagen bestiegen hatten, der sie in kurzer Fahrt zu dem besten Hotel der Stadt bringen sollte, brach Dr. Rupprecht Hofbauer endlich das lange Schweigen, in das sie sich beide gehüllt hatten.

„Sie sind erlöst, liebe Frau Hertha! — Die Tragikomödie ist aus, die Ihnen auf die Letzt' wohl ein bisserl sauer gefallen ist. — Jetzt kann sich die Frau Thoresen aus Christiania wieder in die Frau Hertha Kröning zurückverwandeln. Und morgen in der Früh dürfen Sie nach Belieben wieder Ihre eigenen Wege gehen."

„Das heißt, Sie wollen mich loswerden, Rupprecht! Ich nehme es Ihnen nicht übel, denn ich bin wahrlich keine geringe Last für Sie gewesen."

Es war gut, daß die Dunkelheit sie verhinderte, die aufsteigende Röte in seinem Gesicht zu sehen. Nur der rauhere Klang seiner Stimme konnte ihr allenfalls verraten, daß ihre Worte in seinem Innern so etwas wie einen kleinen Sturm hervorgerufen hatten.

„Ich weiß nicht, wie Sie so daherreden mögen, kleine Frau! — Eine Last — meinetwegen! Aber eine von denen, die man freudigen Mutes bis an das Ende der Welt tragen möcht'. — Doch das ist ja alles Geschwätz. — Zumal das vom Loswerden. Natürlich würd' ich mir's nicht nehmen lassen, Sie nach Berlin oder wohin Sie sonst wollen zu begleiten. Aber ich fürchte, es wird nicht angehen."

„Sie werden in München erwartet, nicht wahr?"

„Das schon auch. — Mein Schwesterchen wird in nicht geringer Sorge um ihren großen, ungeschlachten Bruder sein, der in ihren Augen ja noch immer so etwas wie ein hilfloses Büblein ist. — Aber das ist es doch eigentlich nicht, was mich abhält, Ihnen meine Begleitung anzubieten. — Bei mir heißt es vielmehr: Der Geist ist willig; aber der Leib ist schwach.

„Sie fühlen sich doch nicht krank, Rupprecht?" fragte sie bestürzt. „Mein Gott — Ihr Fuß — —"

„Nun ja," bestätigte er mit seinem gutmütigsten Lachen. „Er hat heute ein bisserl mehr leisten müssen, als man ihm billigerweise hätte zumuten dürfen. Und ich spür's, daß er sich morgen dafür rächen wird. Den Stiefel da bringt mir kein Herrgott anders als mit Messer und Schere herunter, und ich bin schon nicht schlecht neu-

gierig auf das verschwollene Ungetüm, das daraus zum Vorschein kommen wird."

Hertha war dem Weinen nah.

„Was für ein abscheuliches, undankbares Geschöpf ich doch bin! — Sie haben Schmerzen gelitten, sind vielleicht dem Zusammenbrechen nahe gewesen, und ich habe mich nicht ein einziges Mal darum gekümmert. — Für wie schlecht und herzlos müssen Sie mich halten!"

„Nun — nun — nun! — Das hätt' uns grad' noch gefehlt, daß wir von meinem g'schwollenen Pedal ein groß Aufhebens gemacht hätten. Ein Tag Ruhe oder allenfalls zwei — und ich könnt' den schönsten Tango tanzen, vorausgesetzt, daß ich's gelernt hätt'. Bis dahin freilich werd' ich's wohl in dem Nest hier aushalten müssen."

„Und Sie wollen im Ernst von mir verlangen, daß ich Sie verlasse? — Nein, Rupprecht, das dürfen — das können Sie mir nicht zumuten. — Ich verdanke Ihnen Freiheit und Leben, und es sollte mir nicht einmal erlaubt sein, Sie gesund zu pflegen?"

Es gab eine kleine Stille, dann kam eine sonderbar tiefe und rauhe Stimme aus der Wagenecke:

„Vielen Dank, Frau Hertha! Aber haben Sie auch wohl daran gedacht, daß es irgendwo in der Welt einen gewissen Herrn Hubert Kröning gibt, der mit Ihrem menschenfreundlichen Vorhaben möglicherweise nicht ganz einverstanden sein könnte?"

„Und warum sollte er es nicht sein? — Unsere Ehe müßte auf sehr schwachen Füßen stehen, Rupprecht, wenn ich nicht mehr das Recht hätte, einem Freunde Freundschaft zu erweisen."

Er konnte ihr nicht mehr antworten, denn der Wagen hielt und der Pförtner des Hotels riß den Schlag auf. Dr. Hofbauer wollte aussteigen, aber als er den Fuß auf das Trittbrett setzte, brach er mit einem halblauten bayrischen Kernfluch zusammen wie ein gefällter Baum.

---

5. Kapitel.

Deutsche Liebe — deutscher Haß.

Das mannhafte, entschlossene Vorgehen der deutschen Regierung hatte das hinterlistige Ränkespiel der verschlagenen Gegner durchkreuzt und sie gezwungen, früher, als es ihnen lieb sein mochte, die Maske zu lüften. Auch die Gläubigsten und Vertrauensseligsten waren plötzlich inne geworden, wie lange schon das friedfertige deutsche Land von unversöhnlichen Todfeinden umgeben und von nichtswürdigem Trug umsponnen gewesen war, und hellauf flammte bei dieser Erkenntnis allerorten der heilige deutsche Zorn. Niemals seit jenen herrlichen Tagen, die vor hundert Jahren die glorreichen Befreiungskriege eingeleitet hatten, war ein ähnlicher Sturm der Entrüstung und der himmelan lodernden Begeisterung über die deutschen Gauen dahingegangen. Wohl gab es keinen, der sich nicht mit voller Klarheit des furchtbaren Ernstes der Lage bewußt gewesen wäre, der nicht im innersten Herzen empfunden hätte, daß der von unseren Widersachern frevelhaft heraufbeschworene Kampf für uns ein Kampf um Sein oder Nichtsein bedeute — zugleich aber gab es ‚von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an

den Belt' nicht einen einzigen deutschen Mann, dessen Brust nicht erfüllt gewesen wäre von der unerschütterlichen Zuversicht, daß der Sieg in dem ungleichen Streit den deutschen Waffen zufallen werde. Denn ihre erste entscheidende Niederlage hatten unsere durch den gleichen Neid und die gleiche Mißgunst zu Bundesgenossen gewordenen Feinde schon in dem Augenblick erlitten, wo ihre Hoffnungen auf eine innere Zerklüftung Deutschlands durch soziale Konflikte, Haß der Parteien und Gegensätze zwischen den einzelnen Volksstämmen kläglich zuschanden geworden waren.

Seit Menschengedenken hatte die Welt kein erhebenderes Schauspiel gesehen, als die gewaltige, einmütige Volkserhebung in den ersten Tagen und Wochen des August. Das geflügelte Kaiserwort von dem Verschwinden der Parteien war nur ein Ausdruck dessen gewesen, was jeder Deutsche bei der Kundgabe der Mobilmachung wie etwas vollkommen Selbstverständliches nicht nur gefühlt, sondern auch in seinen Handlungen betätigt hatte. In die brausende Harmonie des heiligen Bekenntnisses: „Deutschland, Deutschland über alles" mischte sich nicht ein einziger häßlicher Mißklang. Hader und Zwietracht waren mit einem Schlage vergessen, wie wenn sie niemals bestanden hätten; hoch und gering traten mit gleichem Opfermut und gleicher Todbereitschaft als treu verbundene Kameraden in Reih und Glied, und die noch gestern gemeint hatten, sich in grimmigem Zorn befehden zu müssen, fühlten sich vor der hehren Aufgabe, die ihnen jetzt zugefallen war, mit freudigem Stolz als unzertrennliche Blutsbrüder.

Fast noch beglückender und erhebender aber als das Verstummen allen Parteizwistes wirkte die erneute Offen-

barung unzerstörbarer brüderlicher Treue der einzelnen Volksstämme. Süd und Nord, zwischen denen sich während der letzten Jahre wohl hier und da manches Gegensätzliche bemerkbar gemacht hatte, waren durch Deutschlands heilige Not mit einem wuchtigen Schlage wieder zu dem einzigen und einigen Ganzen zusammengeschmiedet worden, als das sie aus den ruhmvollen Tagen der Jahre 1870 und 71 hervorgegangen waren. Der Preuße und der Bayer, der Sachse und der Württemberger waren sich nur noch bewußt, Deutsche zu sein — Deutsche, die Gut und Blut einzusetzen hatten, damit ihr gemeinsames Vaterland aus dem gewaltigen Ringen größer und herrlicher hervorgehe, als es je gewesen.

Die heitere Kunststadt an der grünen Isar darf fürwahr mit Stolz zurückblicken auf die Tage, die der Kriegserklärung gefolgt waren. Denn wenn auch Begeisterung und Kampfesmut bei dem bodenständigen Münchener alten Schlages anders in die Erscheinung treten, als etwa bei dem impulsiven, immer zu raschem Wort und rascher Tat bereiten Berliner, so äußerten sie sich darum nicht weniger überzeugend und herzerfrischend. Vielleicht waren die Demonstrationen und Umzüge etwas weniger geräuschvoll als an der Spree, vielleicht trugen die patriotischen Kundgebungen in den öffentlichen Lokalen einen etwas ruhigeren Charakter, aber der Pulsschlag der bayrischen Herzen war darum nicht weniger heiß und ungestüm, und die Huldigungen, die die Münchener ihrem schlichten, weißbärtigen Könige darbrachten, standen an Innigkeit und Echtheit des Empfindens gewiß nicht hinter denen zurück, die der deutsche Kaiser auf der Altane seines Berliner Schlosses in tiefer, dankbarer Bewegung entgegennehmen durfte.

Dr. Rupprecht Hofbauer und Hertha Kröning hatten nicht das Glück gehabt, Zeugen dieses ersten Aufflammens der in ihren heiligsten Tiefen aufgewühlten Volksseele zu sein; denn Rupprecht war durch die bedrohliche Verschlimmerung seines kranken Fußes länger als er es vorausgesehen, in der deutschen Grenzstadt zurückgehalten worden. Der Arzt, der auf Herthas Betreiben noch in der Nacht ihrer Ankunft gerufen worden war, hatte beim Anblick des furchtbar geschwollenen Gliedes ein sehr bedenkliches Gesicht gemacht und von der Notwendigkeit einer Ueberführung des Patienten in das Krankenhaus wie von der Wahrscheinlichkeit eines mehrwöchentlichen Krankenlagers gesprochen. Aber Rupprecht hatte ihn einfach ausgelacht.

„Falls wir im Frieden lebten, möcht' das wohl so sein, Herr Doktor! — Aber wir sind im Krieg und ich habe den Vorzug, Unteroffizier der Reserve im königlich bayrischen Leibregiment zu sein. — Wissen Sie, was das heißt? — Das heißt, daß ich jetzt durchaus keine Zeit habe, mich mit persönlichen und privaten Angelegenheiten wie Krankſein und dergleichen zu befassen. — Außerdem unterschätzen Sie eine gut bayrische Konstitution. — Kalte Umschläge und ein bisserl Kneten — dann ist alles wieder im rechten Gleis."

Der Arzt hatte sich mit einem Achselzucken empfohlen und hatte es dem Patienten überlassen, sich nach seiner eigenen Methode zu behandeln. Hertha aber hatte am nächsten Morgen, als sie Rupprechts fieberheiße Hand in der ihren hielt, mit noch größerer Bestimmtheit als in der verwichenen Nacht erklärt, daß sie sich durch nichts, nicht einmal durch seinen ausdrücklichen Befehl, bestim-

men lassen würde, ihn vor seiner Wiederherstellung zu verlassen.

„Ja, wann's so ist," hatte er erwidert, „was kann i dann noch dagegen tun? — Aber ich sehe voraus, daß Sie Unannehmlichkeiten davon haben werden. Und es gibt keinen Gedanken, der mir mehr zuwider wäre als der."

„Lassen Sie das getrost meine Sorge sein, Rupprecht! Es ist genug, wenn ich vor meinem eigenen Gewissen und vor meinem eigenen Herzen verantworten kann, was ich tue."

So war sie denn wirklich geblieben, hatte ihm während der Tagesstunden, die seiner brennenden Ungeduld schier unerträglich lang wurden, Gesellschaft geleistet und hatte sogar trotz seines entschiedenen Einspruchs eine ganze Nacht, da das Fieber zu bedenklicher Höhe anstieg, bei ihm durchwacht. Gegen morgen erst war er in unruhigen Schlummer verfallen, und als er beim Erwachen ihr liebes, blasses, überwachtes Gesichtchen noch immer neben seinem Lager sah, hatte er mit einem seltsamen Laut, der fast wie ein Aufschluchzen klang, nach ihrer Hand gegriffen.

„Vergelt's Ihnen Gott viel tausendmal, Frau Hertha! — Ich armer Tropf weiß ja nicht, wie ich's anfangen soll, Ihnen nach Verdienst zu danken."

„Sie sollen mir nicht danken, Rupprecht; denn das Wenige, was ich jetzt für Sie tun kann, ist ja nur eine winzige Abschlagszahlung auf meine große Schuld. — Nicht bloß für meine Befreiung aus dem schrecklichen Paris, sondern auch für alles Voraufgegangene. — Denn ich habe wohl Grund, mich anzuklagen, wenn ich daran denke, wie Bitteres ich Ihnen angetan."

Er stellte sich, als ob er sie nicht verstände.

„Davon weiß ich ja gar nichts, kleine Frau," sagte er mit einem ziemlich ungeschickten Versuch, den alten scherzenden Ton anzuschlagen. „Wie ich auch nachsinne, ich kann mich nur auf Liebes und Gutes erinnern."

„Das macht, weil Ihr Herz tausendmal besser ist als Ihr Gedächtnis. — Aber wenn Sie es vergessen haben, so habe doch ich kein Recht, zu vergessen, wie undankbar und selbstsüchtig ich gewesen bin, als ich an einem gewissen Tage nur an mein eigenes Glück gedacht."

„O, davon wollen wir lieber nicht reden. — Das sind ja alte Geschichten. — Und so wahr ich der Unteroffizier Rupprecht Hofbauer bin: ich bin Ihnen darum niemals bös gewesen."

„Warum aber, wenn Sie mir nicht zürnten, haben Sie es Hubert nachgetragen, der doch ganz unschuldig und ahnungslos war? Warum haben Sie ihm Ihre Freundschaft entzogen?"

„Wer sagt denn, daß ich's getan hätte? — Er hätte sie nur 'mal auf die Probe stellen sollen, meine alte Freundschaft! — An mir hätt's sicherlich nicht gefehlt. — Nur daß ich zu ihm ins Haus kommen — daß ich die alte Wunde mit jedem neuen Tage von neuem aufreißen und eine erbärmliche Komödie spielen sollte — nein, liebe Frau Hertha, das wollte mir nicht eingehen. Und das war auch ganz überflüssig. Zwei verliebte Leut' soll man sich selbst überlassen — das ist eine alte und gute Weisheit. Der Dritte ist da immer vom Uebel, zumal wenn er ein so plumper, ungeschickter Hanstaps ist wie ich."

„Sie wissen recht gut, wie ungerecht Sie mit einem solchen Urteil gegen sich selbst sind. — Aber ich habe es ja auch ganz gut verstanden, weshalb Sie nicht mehr zu uns

kommen wollten. Hubert nur hat es nie begreifen können, daß mit einem Mal alles zwischen Ihnen und ihm aus sein sollte und daß Sie sogar seinem Gruß auszuweichen wußten. Und ich durfte ihm den Grund nicht nennen, nachdem ich vor unserer Verheiratung zu feig gewesen war, ihm die Wahrheit zu sagen."

„Ja, was hätten Sie ihm denn auch sagen sollen? Daß ich einmal vermessen genug gewesen war, Ihnen meine Hand anzubieten und daß Sie mich verdientermaßen mit einem allerliebsten Körbchen heimgeschickt hatten? — Das mag für mich etwas Großes gewesen sein; für Ihr Leben aber bedeutete es so wenig, daß Sie ganz gut darüber hinweggehen konnten als über eine Sache, die keiner Mitteilung wert war."

Hertha schüttelte den Kopf.

„Nein, nein, so verhielt es sich nicht. — Aber es ist wohl jetzt nicht der rechte Augenblick, weiter darüber zu sprechen. Aber ich — ich werde ja nun vielleicht nie mehr eine Möglichkeit dazu haben."

Sie hatte tapfer bleiben wollen; aber sie hatte ihre Kraft überschätzt. Bei den letzten Worten stürzten ihr die Tränen aus den Augen und sie verbarg das Gesicht in den Händen. Mit der sanften Zärtlichkeit eines Bruders strich Rupprecht über ihren blonden Scheitel.

„Weinen Sie nicht, kleine Frau! — Er wird Ihnen wiedergeschenkt werden. Wie ich ihn kenne, läßt er sich nicht da drüben festhalten. Er wird schon noch eine Möglichkeit gefunden haben, rechtzeitig wieder über die Grenze zu gelangen. Wir werden sogleich Nachforschungen nach ihm anstellen, und ich wette, daß wir seinen Aufenthalt ausfindig machen."

„Ach, ich habe so wenig Hoffnung," schluchzte sie. „Und welche Angst wird er um mich ausstehen! Er weiß ja, wie hilflos ich bin, sobald ich in irgendeine ernstliche Bedrängnis gerate."

„Nun, die Hauptsache ist doch, daß Sie aus aller Bedrängnis glücklich heraus sind. — Wenn Huberts Sorge um Sie jetzt groß ist, wird nachher seine Freude um so größer sein."

„Aber ich betrachte mich noch gar nicht als geborgen. Ihnen darf ich nicht länger zur Last fallen. Und ich habe noch keine Ahnung, wo ich Zuflucht suchen soll."

„So? — Sie dürfen mir nicht länger zur Last fallen? — Das ist ja recht hübsch. — Es ist Ihnen also noch nicht genug, daß einer sich um Sie ängstigt? Sie wollen durchaus, daß auch ich mich in Sorge um Sie verzehre? Aber daß Sie es wissen: daraus wird nichts! Morgen fahren wir nach München, und da bleiben Sie unter dem Schutze meiner Schwester, bis Sie etwas Besseres gefunden haben oder bis Hubert kommt, Sie zu holen."

Hertha versuchte wohl, einen Widerspruch zu erheben; aber da sie sah, daß sie ihn damit ernstlich betrübte, fügte sie sich seinem Willen. Und wunderbarerweise hatte sich sein Zustand innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden wirklich soweit gebessert, daß er, wenn auch unter einigen Schwierigkeiten, das kranke Glied wieder gebrauchen und die Weiterreise wagen konnte. Die Fahrt, die in Friedenszeiten kaum acht Stunden gewährt hätte, nahm jetzt freilich mehr als die dreifache Dauer in Anspruch, und es war ziemlich spät am Abend, als sie in München eintrafen. Dr. Hofbauer hatte seine Schwester

durch ein Telegramm von ihrer bevorstehenden Ankunft unterrichtet, und in der Vorhalle des militärisch abgesperrten Bahnhofes eilte eine hochgewachsene Frauengestalt in der Tracht einer Schwester vom Roten Kreuz auf die beiden Ankömmlinge zu.

„Hertha — liebe kleine Hertha! — Bist du es denn wirklich?“ rief sie, die junge Frau in ihre Arme schließend. „Ich glaubte ja meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich in Rupprechts Depesche deinen Namen las.“

Hertha war nicht darauf vorbereitet gewesen, die Freundin in solcher Kleidung wiederzusehen; mit beinahe scheuem Blick streifte sie die Haube, die das ernste, gütige Mädchenangesicht einrahmte, und das schlichte schwarze Gewand.

Dr. Hofbauer aber schüttelte der Schwester lachend die Hand.

„Das hast du dir wohl nicht träumen lassen, Hilde — daß du deine Tätigkeit als barmherzige Samariterin im Kriege beginnen würdest? — Sie ist nämlich erst vor einem halben Jahr in den Schwesternverband eingetreten,“ fügte er, gegen Hertha gewendet, erklärend hinzu. „Und vor kaum vierzehn Tagen teilte sie mir voll gerechten Stolzes mit, daß sie eben mit ihrer Ausbildung fertig geworden sei. — Hoffentlich schicken sie dich nicht sogleich ins Feld; denn diese kleine Frau hat dich vorerst noch sehr nötig.“

„Nein, ich soll erst in einigen Wochen mit einem Lazarettzuge hinauskommen. Und jetzt freue ich mich der Verzögerung, mit der ich, offen gestanden, zuerst recht unzufrieden war.“

Sie traten auf den Bahnhofsplatz hinaus, der trotz der späten Stunde von wimmelndem Leben erfüllt war. Von den beiden hohen Flaggenmasten vor dem Bahnhofsgebäude wehten mächtige Banner in den deutschen und den bayrischen Farben, und mit flatternden Fahnen geschmückt waren auch die Häuser ringsumher. Denn frohe Siegeskunde war aus dem Westen gekommen, und die Freude, die sie hervorgerufen, war noch nicht verrauscht.

Rupprechts Antlitz strahlte, als er seinen Blick über die froh bewegten Menschenmassen hinstreifen ließ, und in einem tiefen Aufatmen hob sich seine breite Brust.

„Ah, welch ein Glück, wieder in der Heimat zu sein!“ sagte er. „Auf das teure Stück Erde soll fürwahr kein Franzos und kein Russe seinen Fuß setzen — es wäre denn als Gefangener! — Kommt — ich bring' euch zu einem Wagen, mit dem ihr heimfahren könnt. — Mich aber leidet's vorerst noch nicht in der Enge eines Zimmers. Ich muß ein wenig durch die Straßen humpeln, um mich voll zu trinken mit heimatlicher Luft und heimatlichem Geiste.“

Hertha bat schüchtern, ihn begleiten zu dürfen und Hildegard Hofbauer schloß sich ihrem Wunsche an. So ließen sie sich zu dreien von der Menschenwoge, die sie in sich aufgenommen, über den Stachus durchs Karlstor und weiter durch die Neuhauser und die Kauffinger Straße schieben, umbrandet von dem Jubel der Tausende, die nur ein einziger Gedanke, nur ein einziges Empfinden beseelte. Vor einem großen, längst überfüllten Kaffeehause, durch dessen hohe Spiegelscheiben blendende Helligkeit auf die Straße hinausströmte, gab es eine große Stockung. Denn drin spielte eine Musikkapelle vater-

ländische Weisen, und alles, was sich im Hörbereich befand, sang entblößten Hauptes mit.

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein —
Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“

klang es tausendstimmig zum klaren, sternenbesäten Abendhimmel empor, dann wurden die Hüte und Mützen geschwenkt und brausende Hurrarufe hallten in schier endloser Folge von den Mauern der Häuser wider.

Plötzlich aber wurde es still. Ein stattlicher, weißbärtiger Mann war auf dem Balkon des Kaffeehauses bis an die Brüstung vorgetreten, und man sah, daß er sprechen wollte. Keiner Aufforderung hatte es bedurft, um den Lärm unten auf der Straße verstummen zu machen. Der Alte aber, auf dessen Brust man die Kriegsdenkmünzen von 1870-71 glänzen sah, hob mit sonorer, weithin vernehmlicher Stimme an:

„Verstummt ist von Liebe der säuselnde Sang;
Wir wissen ein Lied jetzt von besserem Klang —
Ein Lied, das wie Donnerschlag dröhnt durch die Welt,
Das wie Adlerschrei in den Lüften gellt —
Ein Lied, wie gewetzter Klingen Geschrill,
Wie Kugelnzischen, Kanonengebrüll —
Ein Lied, wie brandender Wogen Prall,
Wie eherner Fäuste zermalmender Fall —
Wir schmettern ins Ohr euch ohn' Unterlaß
Das flammende Lied vom heiligen Haß! —

Ihr Wolfsgesindel in Osten und West,
Wir packen ins Fell euch und packen euch fest!
Zu Rudeln geschart erst erwuchs euch der Mut —
Nun zahlt eure Tücke — nun zahlt sie mit Blut! —
Jahrzehntelang sannet ihr schändlichen Trug:
Jetzt ist er zu Tage — und jetzt ist's genug!

Der feig hinter Mauer und Turm sich verkroch,
Den Lügenzaren, wir finden ihn doch!
Und hören soll er es, zitternd und blaß:
Das flammende Lied vom heiligen Haß!

Euch aber, dort jenseits der deutschen See,
Euch rufen wir zehnmal und hundertmal: Weh!
Dem eigenen Blut, das die Treue uns bricht,
In Ewigkeiten verzeihen wir nicht.
Ihr hattet zu wählen und wähltet die Schmach!
Das folge euch durch die Jahrhunderte nach —
Daß in brennendem Zorn noch der Enkel ergrimmt,
Der von britischer Arglist die Kunde vernimmt —
Und daß drohend erschalle ohn' Unterlaß
Das Lied vom heiligen deutschen Haß!" *)

Zweimal hatte ein tobender Beifalls- und Begeisterungssturm den Sprechenden unterbrochen — einmal, als er dem heiligen Haß des deutschen Volkes gegen den lügnerischen Nachbar im Osten Worte verlieh, und dann — nur noch elementarer und wuchtiger — da er seine Anklagen gegen Englands Tücke und Hinterlist schleuderte. Der lodernde Enthusiasmus der Menge steigerte sich schier zu einem Orkan des Jubels, als jetzt eine Stimme aus dem Kopf an Kopf gedrängten Publikum erklang:

„Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern —
In keiner Not uns trennen und Gefahr — —"

Es war, als ob in diesem Moment der deutsche Süden dem deutschen Norden über Land und Fluß hinweg die Hand entgegenstreckte. Und da war keiner, der sich der Träne der Ergriffenheit geschämt hätte, von der er seine Wimpern benetzt fühlte. —

Rupprecht Hofbauer, in dessen starke Arme sich die

*) Von Reinhold Ortmann.

beiden Frauen eingehängt hatten, sprach halblaut die beiden anderen Verse aus dem Rütlischwur vor sich hin:

„Wir wollen bauen auf den höchsten Gott
Und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen —“

Dann führte er seine beiden Schutzbefohlenen aus dem Gedränge, und nur von ferne noch vernahmen sie die Huldigungsrufe, die einem im offenen Wagen durch die Menge fahrenden, in einfaches bürgerliches Gewand gekleideten alten Herrn mit schneeigem Vollbart und goldener Brille galten.

„Unser König!“ sagte Rupprecht. „Auch er hat zwei Söhne draußen im Felde. — Sie werden durch die Tat beweisen, daß die blutgekittete Freundschaft zwischen den Hohenzollern und den Wittelsbachern jeder Probe standhält.“ —

Dann sprachen sie nichts mehr, bis das kleine, gartenumhegte Haus draußen in der Vorstadt erreicht war, das seit Generationen das trauliche Heim der Familie Hofbauer gewesen war. Hier zogen sich Schwester Hildegard und Hertha zunächst für ein Weilchen zurück, um in herzlicher Zwiesprache an Geständnissen und Berichten auszutauschen, was eine Frau der andern eben nur unter vier Augen anvertrauen mag.

Rupprecht stand am Fenster des Wohnzimmers und blickte voll tiefen, nachdenklichen Ernstes in die jetzt ganz still gewordene Nacht hinaus, die sich auf die Dächer und Türme der alten Isarstadt herabgesenkt hatte, als die beiden wieder eintraten — Hand in Hand, und beide mit demselben Ausdruck fast heiterer Ruhe in den Zügen.

„Eine große Neuigkeit, Rupprecht,“ sagte Hildegard. „Unsere kleine Freundin da hat einen großen und tapfe-

ren Entschluß gefaßt. — Auch sie fühlt sich nach dem, was sie eben erlebt hat, gedrängt, ihr Scherflein auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Ich habe ihr versprechen müssen, ihre Annahme und Ausbildung als Pflegerin zu erwirken. Und ich glaube wohl, daß ich es durchsetzen werde."

Dr. Hofbauer streckte der verlegen Errötenden seine Bärentatze entgegen.

„Glück auf! — Aber Hubert? — Sind Sie ganz sicher, daß er damit einverstanden sein wird?"

„Ganz sicher!" erklärte sie im Tone unerschütterlicher Ueberzeugung. — „Ich weiß, daß er für sein geliebtes deutsches Land mit Freuden alles hingeben würde — wenn es sein muß, auch mich."

„Nun, wenn Sie von solcher Zuversicht erfüllt sind, wär' es fürwahr ein Verbrechen, nur ein einziges Wort gegen Ihren Entschluß zu sagen. — — Erinnern Sie sich noch, was der alte Herr auf dem Kaffeehausbalkon vorhin von dem heiligen deutschen Haß gesprochen hat? — Anfangs hab' ich gemeint, das Wort wär' vielleicht doch nicht gut gewählt, weil man von einem Haß, auch wenn er gerecht ist, nicht als von etwas Heiligem reden soll. Hernach aber bin ich doch anderen Sinnes geworden. Das Heilige an unserem deutschen Haß ist, daß aus ihm die große deutsche Liebe hervorgegangen ist — die Liebe, von der wir noch vor wenig Wochen im ewigen Kampfe um unsere kleinen persönlichen Interessen und Vorteile kaum etwas verspürt haben, und die nun mit einem Mal Millionen von Menschen zusammenschließt zu einer einzigen großen Familie. Wer heute überhaupt noch Anspruch darauf erheben darf, ein rechter deutscher Mann oder ein rechtes deutsches Weib zu heißen, der hat auch von dieser

großen Bruderliebe einen Hauch verspürt; und einen Haß, der solche Früchte zeitigt, darf man wohl getrost einen heiligen nennen."

Seine treuen Augen glänzten in feuchtem Schimmer. Ueber sein derbes, unregelmäßiges Gesicht aber flutete eine heiße Blutwelle, als Frau Hertha plötzlich seine Hand ergriff und sich, ehe er es hatte verhindern können, herabbeugte, um sie zu küssen.

---

6. Kapitel.

Bezahlte Ehrenschuld.

Das preußische Bataillon hatte in einem kleinen belgischen Dorfe Alarmquartier bezogen, ein paar Kilometer hinter den vordersten Schützengräben, in denen es während der letzten kampfreichen Tage gelegen. Offiziere und Mannschaften waren zum Tode ermüdet und die meisten lagen da, wo sie Platz gefunden hatten, sich niederzustrecken, in tiefem, todähnlichem Schlafe. In einem Zimmer des als Feldwache eingerichteten Schulhauses aber, beim kümmerlichen Licht einer halb herabgebrannten Kerze, saßen zwei Leutnants, die der Schlummer geflohen hatte oder die ihn auch vielleicht gar nicht ernstlich gesucht. Der eine hatte sich an dem wackligen Tischchen niedergelassen, das mit etlichem strohbeflochtenen Stühlen fast die gesamte Einrichtung der kleinen, dürftigen Stube ausmachte, und schrieb mit hastendem Bleistift einen Brief an irgendein teures Wesen in der fernen Heimat; der andere, um mehrere Jahre älter als sein jugendlicher

Kamerad, hatte an dem winzigen Fenster Platz genommen und blickte stumm in die dunkle, regenschwere Novembernacht hinaus.

Wer ihn in den Tagen seines Pariser Aufenthalts kennengelernt hätte, der würde wahrlich Mühe gehabt haben, in dem hager und finster gewordenen Antlitz dieses Offiziers das hübsche blühende Gesicht des Malers Hubert Kröning wiederzuerkennen. Er schien in den wenigen Monaten, die zwischen jener Zeit und dem heutigen Abend lagen, um ein Jahrzehnt gealtert; tiefe Leidenslinien hatten sich an seinen Mundwinkeln und seinen Nasenflügeln eingezeichnet, und es konnten wohl schwerlich die Kriegsstrapazen allein gewesen sein, die diese gewaltige Veränderung hervorgebracht hatten.

So ganz war er in seine Gedanken verloren, daß er wie in jähem Erschrecken zusammenfuhr, als vom Tische her die frische, heitere Stimme des Kameraden ertönte:

„Na, lieber Kröning, ich habe noch ein paar Briefbogen übrig, die Ihnen gerne zu Diensten stehen. — Aber wenn Sie noch einen Gruß in die Heimat schicken wollen, wird es hohe Zeit. — Ich habe etwas läuten hören, daß bald nach Mitternacht ein Sturmangriff auf dies niederträchtige D . . . angesetzt werden soll. Und bei unserer weltbekannten Tapferkeit wird man auf unsere Mitwirkung kaum verzichten. Da heißt es, den Tag oder vielmehr die Nacht zu nützen; denn wer weiß, wie nahe uns die Stunde ist, da wir nicht mehr wirken können."

Langsam hatte Hubert sich ihm zugewendet.

„Vielen Dank für das freundliche Anerbieten, Herr Kamerad! Aber ich kann leider keinen Gebrauch davon machen. Meine Abschiedsgrüße sind längst geschrieben,

und auch sie werden, wie ich fürchte, die Person, an die sie gerichtet sind, niemals erreichen."

Betroffen von dem tiefernsten Ton der Erwiderung verharrte der andere zunächst in einem kleinen Schweigen. Dann aber stand er mit raschem Entschluß auf und trat an Huberts Seite.

„Halten Sie mich nicht für aufdringlich — aber es tut mir ehrlich weh, Sie immer so düster und melancholisch zu sehen — Sie, der als Soldat jedem von uns ein Vorbild sein könnte. Wir kennen uns ja noch nicht lange und als dem Jüngeren steht es mir obendrein sehr schlecht an, Sie um Ihr Vertrauen zu bitten. Aber am Ende haben wir doch schon manchen harten Strauß Seite an Seite ausgefochten und — —"

„Und Sie haben mich beim letzten Sturm herausgehauen, daß es mehr als eine Redensart ist, wenn ich sage, daß ich Ihnen mein Leben verdanke," fiel Hubert ein, indem er dem Kameraden seine Hand entgegenstreckte. „Wenn irgend ein Mensch auf der Welt sich Anrecht auf mein Vertrauen erworben hat, so sind Sie es. Aber ich trage gar keine finsteren Geheimnisse mit mir herum, wie Sie zu glauben scheinen. Nichts als die Last eines großen Kummers, von dem ich zu niemandem sprechen mochte, weil ich bisher der Meinung war, daß er für niemanden ein Interesse hat."

„Wobei Sie mich eigentlich von vornherein hätten ausnehmen sollen. Wenn ich annehmen darf, daß Sie mich für Ihren Freund halten — —"

„Das tue ich, mein lieber Lankwitz, und zwar aus innerster Ueberzeugung."

„Na, dann lassen Sie mich auch erfahren, worin Ihr Kummer besteht. Wäre es auch aus keinem anderen Grunde,

als damit ich Ihnen künftig nicht mehr zur Unzeit mit meinen Kapriolen lästig falle. — Wenn's nottut, kann ich nämlich auch ernsthaft sein — sehr ernsthaft sogar, wie unglaubhaft Ihnen das auch erscheinen mag. Und ich kann das Herzeleid eines guten Kameraden mitempfinden, wenn es mir schon nicht vergönnt ist, ihm ein Teilchen davon abzunehmen."

„Seien Sie versichert, daß ich an Ihrem goldenen Herzen niemals gezweifelt habe. Eine so unverwüstliche Fröhlichkeit wie die Ihrige kann überhaupt nur aus solcher Quelle fließen. Und das, was Sie Ihre ‚Kapriolen' nennen, hat mich nie verletzt. Darum habe ich auch keine Ursache, Ihnen etwas zu verheimlichen. Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, daß ich eine ziemlich abenteuerliche Flucht aus Rußland ins Werk setzen mußte, um meiner Pflicht gegen das Vaterland genügen zu können."

„Es ist unter den Kameraden davon die Rede gewesen. Aber keiner wußte etwas Genaueres und bei Ihrer Zurückhaltung und Verschlossenheit hatte keiner die Courage, Sie direkt zu befragen."

„Nun, es ist mit wenig Worten erzählt. — Ich lebte vor dem Kriege in Paris — mit meiner Frau. Als Maler, der ich nach meinem Austritt aus dem aktiven Dienst geworden war, glaubte ich dort mehr lernen zu können als anderswo. Und ich hatte auch noch andere Gründe. Aber die gehören nicht hierher. Im Laufe des Juli erfuhr ich, daß ein mir sehr nahestehender Verwandter gelegentlich eines Besuches in Rußland hoffnungslos erkrankt sei, und ich entschloß mich, an sein Sterbelager zu eilen."

„In Begleitung Ihrer Frau Gemahlin? — Aber das ist ja ganz natürlich. Wenn es Juli war, als Sie

die gewagte Reise antraten, werden Sie sie wohl nicht mehr in Paris zurückgelassen haben."

„Ja, ich ließ sie zurück," stieß Hubert kurz und rauh hervor. „Ich war gewissenlos genug, sie allein zu lassen, obwohl ich hätte sehen müssen, daß der Krieg vor der Tür stand. Und sie ist ein Opfer meiner Leichtfertigkeit geworden. Vielleicht verstehen Sie jetzt, Herr Kamerad, warum ich nicht einstimmen kann, wenn Sie oder andere um mich her in Fröhlichkeit aufschäumen."

Herr von Lankwitz machte ein äußerst bestürztes Gesicht. Sicherlich bereute er bereits tief, den Finger ungeschickt in eine frische Wunde gelegt zu haben.

„Wenn ich hätte ahnen können, liebster Kröning —"

„O, machen Sie sich keine Vorwürfe. Vielleicht ist es ganz gut, wenn ich mir das alles einmal vom Herzen reden kann. Meine ich doch zuweilen, daran ersticken zu müssen. — Also ich fuhr nach Rußland, ohne irgendwelchen Schwierigkeiten zu begegnen. Noch an der Grenze hatte man mir versichert, daß an den Ausbruch von Feindseligkeiten in naher Zukunft nicht zu denken sei. Es sei weiter nichts als das übliche Säbelgerassel, mit dem die Herren Diplomaten zu Zeiten ihren Aktionen mehr Nachdruck zu geben liebten. Ich ließ mich täuschen und fuhr in das entlegene Gouvernement, wo mein Verwandter im Schlosse eines deutsch-russischen Grundbesitzers auf dem Sterbebette lag. Zu meiner großen Erleichterung war ich noch nicht zu spät gekommen. Die Auflösung stand nahe bevor, aber mein Oheim war noch bei voller Besinnung. Wir hatten eine Aussprache, durch die verschiedene Mißhelligkeiten, die bis dahin zwischen uns bestanden hatten, bis auf den letzten Rest beseitigt wurden, und ich hatte die innige Freude zu sehen, daß meine Gegen-

wart ihm die letzten Lebenstage erhellte. Inzwischen hatte sich die politische Situation immer mehr zugespitzt, ohne daß zuverlässige Kunde davon bis in unsere Abgeschiedenheit gedrungen wäre. Erst die mit schonungsloser Brutalität betriebene Mobilmachung, von der, ohne Rücksicht auf sein Alter und seinen Gesundheitszustand kein halbwegs waffenfähiger Mann auf der Besitzung meines Gastfreundes verschont blieb, öffnete mir die Augen für die Größe der Gefahr, in die ich mich ahnungslos begeben hatte. An dem Tage, da wir meinen Onkel zur letzten Ruhe bestatteten, erhielten wir die Gewißheit, daß der Krieg erklärt war und daß die Feindseligkeiten an der deutsch-russischen Grenze bereits begonnen hatten. Nach der Ueberzeugung meines Gastfreundes wie nach meiner eigenen war nicht daran zu zweifeln, daß meine Verhaftung unmittelbar bevorstand und daß man mich, wie es bereits zahllosen auf russischem Boden weilenden deutschen Untertanen geschehen war, nach Sibirien schaffen würde. Darauf durfte ich nicht warten; denn Sie können sich denken, wie viel mir daran gelegen war, zur Fahne zu eilen. Und mein Gastfreund war glücklicherweise ein Mann, der nicht nur sein kerndeutsches Herz auf dem rechten Fleck hatte, sondern der auch aus langjähriger Erfahrung die russischen Verhältnisse gründlich kannte. Er wußte, daß der allmächtige Rubel auch zu Kriegszeiten im Zarenreiche seine Macht nicht verliert, und er war als ein sehr reicher Mann in der glücklichen Lage, mit dem Rubel nicht sparen zu müssen. In seinem Opfermut ging er so weit, mich auf meiner Flucht zu begleiten, was bei meiner völligen Unkenntnis der russischen Sprache für ihr Gelingen allerdings unerläßlich war. Trotzdem stellten sich uns die gewaltigsten Hinder-

nisse und Schwierigkeiten in den Weg, und mehr als einmal war ich nahe daran, den Schergen, die überall nach waffenfähigen Deutschen fahndeten, in die Hände zu fallen. Es würde einen ganzen Roman geben, wenn ich Ihnen ausführlich schildern sollte, wie vieler Verkleidungen und falscher Pässe ich mich bedienen mußte, um auf den abenteuerlichsten Umwegen bis zu dem Hafenplatz zu gelangen, von dem aus ich meine Ueberfahrt nach dem neutralen Schweden bewirken wollte. In der Maske eines Kohlenziehers und selbstverständlich unter Verrichtung seiner Funktionen war ich an Bord geschmuggelt worden. Aber noch in dem Augenblick, da ich mich bereits gerettet glaubte, schien alles verloren. Denn wir wurden auf See von einem feindlichen Schiffe angehalten, dessen an Bord gesandter Offizier sämtliche Passagiere wie die ganze Schiffsmannschaft einer hochnotpeinlichen Prüfung unterwarf. Zwei Deutsche, die es weniger geschickt angefangen hatten als ich, wurden entdeckt, festgenommen und auf den Kreuzer überführt. Mir aber gelang es, meine Rolle so gut durchzuführen, daß ich nach oberflächlicher Prüfung meiner falschen Ausweispapiere unbehelligt blieb und ein paar Stunden später glücklich neutralen Boden betreten konnte. Von da nach Deutschland zu entkommen war nicht mehr allzu schwer. Und genau vier Wochen nach meinem Aufbruch von dem russischen Gute konnte ich mich bei meinem Regiment melden."

„Großartig!" rief Herr von Lankwitz in ehrlicher Bewunderung. „Es dürfte nicht viele geben, die Ihnen das nachmachen. Und nach dem, was Sie bisher im Felde geleistet haben, hat das deutsche Vaterland alle Ursache, Ihrem opfermutigen russischen Gastfreunde dankbar zu sein."

Ein kleines, wehmütiges Lächeln huschte über Hubert Krönings hageres Gesicht.

„Ich glaube beinahe, Sie wollen Komplimente machen, Lankwitz! Aber Sie sollten das aufgeben; denn sie stehen Ihnen lange nicht so gut zu Gesicht wie Ihre Scherze."

„Erlauben Sie, Verehrtester — — für nichts und wieder nichts haben Sie Ihr Eisernes doch wohl nicht bekommen. Und daß ich Ihnen an einem der nächsten Tage zum Oberleutnant gratulieren darf, ist nach allem, was ich gehört habe, jedenfalls erheblich bombensicherer, als es unser letzter Unterstand draußen in der Gefechtslinie war."

Hubert machte eine kleine abwehrende Handbewegung.

„Lassen wir das beiseite. Sie wollten ja die Ursache meines Kummers erfahren, und ich bin Ihnen darum noch den Schluß meiner Geschichte schuldig. Er ist sehr kurz, denn er lautet: Es ist meiner Frau allem Anscheine nach nicht mehr gelungen, rechtzeitig aus Paris zu flüchten, und ich bin bis zu diesem Augenblick ohne jede Kunde über ihr Geschick."

„Scheußlich! — Ich kann mich ganz und gar in Ihren Seelenzustand hineindenken, liebster Kamerad! Aber, bei Licht besehen, ist es doch wohl nicht so schlimm, wie Sie sich's vorstellen. Aeußerstenfalls wird man Ihre Frau Gemahlin in eines der französischen Gefangenenlager gebracht haben, wo sie doch schließlich nach den Gesetzen des Völkerrechts behandelt werden muß. Und es sind ja, wie ich gelesen habe, bereits Verhandlungen über die Auslieferung der kriegsgefangenen Zivilpersonen im Zuge."

Leutnant Kröning schüttelte den Kopf.

„Das sind schlechte Trostgründe für mich. — Sie wissen recht gut, wie wenig unsere Gegner sich um die geschriebenen und ungeschriebenen Bestimmungen des Völkerrechts kümmern und wie schauderhafte Dinge über die Behandlung deutscher Frauen und Kinder in den französischen Konzentrationslagern bekannt geworden sind. Eine solche Behandlung aber würde meine arme Frau schwerlich lange ertragen. Sie ist von zarter Gesundheit und in schwierigen Lebenslagen hilflos wie ein Kind. Außerdem mußte ich sie, da ich zur Zeit meiner Abreise ein ganz armer Teufel war und felsenfest mit einer baldigen Rückkehr rechnete, fast ohne Mittel in Paris zurücklassen. Was das in solcher Situation für ein schutzloses weibliches Wesen bedeutet, brauche ich Ihnen nicht erst auseinanderzusetzen. Der Umstand, daß sich auch durch das Genfer Komitee bis heute auch nicht das geringste über ihren Verbleib ermitteln ließ, ist für mich kaum noch etwas anderes als die Bestätigung, daß sie nicht mehr unter den Lebenden weilt."

Er war äußerlich ruhig geblieben, auch während er die letzten Worte sprach; aber das Zucken seiner Lippen verriet doch, wie es in seinem Innern aussah, und Herr von Lankwitz fühlte mit dem sicheren Takt des fein empfindenden Menschen, wie wenig angebracht hier alle weiteren Tröstungsversuche sein würden. Er begnügte sich darum, dem Kameraden schweigend die Hand zu drücken. Aber auch Hubert hätte keine Möglichkeit mehr gefunden, seiner Erzählung noch etwas hinzuzufügen; denn in diesem Augenblick ertönte draußen das Alarmsignal, und dieser wohlvertraute Ruf machte die beiden Offiziere selbstverständlich alles vergessen, was an persönlichen Inte-

ressen und an persönlichem Leid eben noch ihr Inneres bewegt haben mochte. —

Kaum zehn Minuten später stand das Grenadier-Bataillon marschbereit in Reih und Glied. Taumelnd in ihrer Schlaftrunkenheit waren die Wackeren von allen Seiten herzugeeilt; aber als nun der Befehl ertönte:

„Seitengewehr — pflanzt auf!"

— als es ihnen damit zur Gewißheit wurde, daß es zum Sturm gehen solle, da war mit einem Schlage alle Müdigkeit verschwunden — die verschlafenen Augen wurden hell und klar — alle Muskeln strafften sich und die eben noch schlaffen Züge nahmen einen Ausdruck von Energie und unbeugsamer Entschlossenheit an.

Der Major richtete eine kurze Ansprache an seine Leute.

„Kameraden! Ihr werdet jetzt nach D . . . geführt werden, das wir unter allen Umständen in dieser Nacht nehmen und gegen alle etwaigen Gegenstöße halten müssen. Ihr werdet nicht allein sein, sondern tatkräftige Unterstützung finden. Aber ihr müßt trotzdem kämpfen, als wenn es auf euch allein ankäme. Es wird harte Arbeit werden, und nur wenn jeder Mann bis zum letzten Blutstropfen und zum letzten Atemzug seine Schuldigkeit tut, können wir den Sieg erfechten und festhalten. Das ist es, was ich von euch erwarte — das ist es, was unser Vaterland von uns fordert. Schlagt euch, wie ihr es bisher getan habt. Dann kann es uns nicht fehlen. Und nun vorwärts mit Gott!"

„Hurra! Hurra! Hurra!"

Wenn die Herren Franzosen in D . . . dies urkräftige, zuversichtliche Hurra hätten hören können, würde es ihnen in ihren glänzend befestigten Stellungen viel-

leicht schon jetzt etwas unheimlich zumute geworden sein. Aber man war noch um etliche Kilometer von ihnen entfernt, und es galt zunächst einen bei der schlechten Beschaffenheit der Wege ziemlich anstrengenden Marsch im tiefen Dunkel der Nacht.

Da es auf einen überraschenden Angriff abgesehen war, mußte sich die ganze Bewegung in lautloser Stille vollziehen. Kein lautes Wort durfte gesprochen werden, keine Taschenlaterne durfte aufflammen, kein anfeuerndes Soldatenlied durfte erschallen. Davon, ob die anderen Bataillone, die zur Rechten und zur Linken um die nämliche Zeit gegen D . . . vorrücken sollten, sich wirklich in Bewegung gesetzt hatten — ob man im entscheidenden Augenblick auf ihre Unterstützung rechnen durfte, hatte die kleine Truppe keine Ahnung. Aber ihr Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang des Unternehmens wurde durch keinen kleinmütigen Zweifel erschüttert. Etwas vom stolzen Vorgefühl künftiger Siegesfreude war in aller Herzen.

Bis hart an die Drahtverhaue vor dem feindlichen Schützengraben war man gelangt, als die vorgeschobenen französischen Posten die drohende Gefahr bemerkten und als der erste Schuß fiel. Unmittelbar darauf setzte ein mörderisches Feuer ein. Aber die Anstürmenden erwiderten es nicht. Die mit Scheren ausgerüsteten Pioniere beseitigten mitten im Kugelregen mit erstaunlicher Schnelligkeit soviel von dem Drahthindernis, daß das Bataillon durch die Bresche bequem vorbringen konnte — und nun ging es über das freie Gelände mit brausendem Hurra unaufhaltsam vorwärts gegen den Schützengraben, der im ersten Anprall genommen wurde, und weiter auf die Ortschaft zu, aus der Gewehre und Maschinengewehre

unausgesetzt ein rasendes Feuer auf die verwegenen Angreifer unterhielten.

Ein blutiger Weg freilich war es, den die wackeren Grenadiere zurückzulegen hatten, und der bleierne Willkomm riß gar manche Lücke in ihre weit ausgezogenen Reihen. Der Major war als einer der ersten schwer getroffen zu Boden gestürzt, und der Hauptmann, der die erste Kompagnie führte, brach zum Tode verwundet zusammen, noch ehe er sein:

„Bataillon hört auf mein Kommando!“ ganz zu Ende gebracht hatte. Da sprang der Reserveleutnant Hubert Kröning von der ersten Kompagnie vor, um an seine Stelle zu treten, und schwang mit begeistertem Zuruf den Säbel, während seine Linke mit festem Griff den Kolben der Mauserpistole umklammert hielt. Immer war er um zehn Schritte voraus, und unaufhaltsam wälzte der Strom der Feldgrauen sich ihm nach. Nur ein paar Minuten noch, und der Rand der Ortschaft war erreicht.

Jetzt aber begann der schwerste Teil der furchtbaren Blutarbeit, deren Preis die endgültige Eroberung der schon wiederholt heiß umstrittenen Ortschaft sein sollte. Denn jedes Haus mußte einzeln genommen, um jeden Fußbreit Erde mußte im erbitterten Nahkampf gerungen werden. Die Franzosen verteidigten sich mit kaum geringerem Heldenmut, als ihn die Angreifer bewiesen, und groß war auf beiden Seiten die Zahl der Opfer, denen Kugel oder Bajonett den Weg in die Ewigkeit erschlossen.

Am wildesten tobte das Gefecht vor und auf dem kleinen Gottesacker, der die hochragende, alte Kirche um-

gab. Ueber die mannshohe Mauer hinweg war die erste Kompagnie unter Huberts Führung auf den Friedhof vorgedrungen, und der Kampf zwischen den Grabhügeln wurde zum leidenschaftlichen Handgemenge. Eben hatte Hubert mit dem letzten Schuß aus seiner Selbstladepistole einen mit dem Bajonett auf ihn eindringenden Franzosen niedergestreckt, als ein schlanker französischer Offizier sich ihm mit gezücktem Degen entgegenwarf. Der Franzose hatte sich bisher hinter einem Grabmonument gedeckt, und der Angriff kam für Hubert so überraschend, daß die Degenspitze seines Gegners seinen Aermel durchbohren und ihm eine Fleischwunde am Arm beibringen konnte. Aber der halb gelungene Fechterstoß war zugleich der allerletzte gewesen, der dem Franzosen auf dieser Erde vergönnt sein sollte. Fast in der nämlichen Sekunde schon drang Huberts Waffe ihm in die Brust, so daß er mit einem dumpfen, halblauten Aufschrei rückwärts taumelte und zwischen zwei Grabhügeln niedersank. Im Sturz war ihm seine Kopfbedeckung entfallen, und Hubert sah, soweit die Dunkelheit ein Erkennen von Einzelheiten gestattete, ein schmales, von Schmerz oder Wut verzerrtes Gesicht, das er nach seiner festen Ueberzeugung nicht zum ersten Mal im Leben erblickte. Aber die Wahrnehmung war flüchtig wie eine nebelhafte Vision und ging spurlos vorüber wie eine solche. Denn jetzt war nicht Zeit, sich wegen eines einzelnen Gefallenen oder Verwundeten irgendwelche Gedanken zu machen. Jetzt galt es, um das eigene Leben zu kämpfen und um den Sieg der deutschen Waffen. Weiter tobte und wütete das erbarmungslose Ringen. — —

— — — — — — — — — — — — —

Erst als die erste fahlgraue Helligkeit des kommen-

den Tages im Osten aufdämmerte, war der Kampf entschieden.

D. . . befand sich in den Händen der Deutschen, und was von den bisherigen Herren der Ortschaft nicht tot oder verwundet war, hatte sein Heil in wilder Flucht gesucht. Nur vereinzelt noch fiel hier und da ein Schuß, ohne daß die Sanitätsmannschaften sich dadurch hätten hindern lassen, ihr schon vor geraumer Zeit begonnenes Werk der Aufsuchung und Bergung der Verwundeten durchzuführen. Das Innere der in den voraufgegangenen Artilleriekämpfen halb zerschossenen Kirche war zum Verbandplatz ausersehen worden, auf dem die Aerzte und ihre Helfer unermüdlich bei der segenbringenden Arbeit waren, für die es keine Unterscheidung mehr gibt zwischen Freund und Feind.

Hubert, der sich die eigene leichte Verletzung von einem Soldaten notdürftig hatte verbinden lassen, war in die Kirche eingetreten, um nach seinem Freunde von Lankwitz Umschau zu halten. Er hatte den lustigen Kameraden stürzen sehen, aber er hatte sich in der Hitze des Gefechts nicht um ihn kümmern dürfen. Nun fand er ihn, schon verbunden, aber noch bewußtlos auf einer Strohschütte, mit ganz unverändertem Gesichtsausdruck ja, wie ihn bedünken wollte, mit einem Abglanz des gewohnten, liebenswürdig übermütigen Lächelns auf den Lippen.

„Es wird nicht ans Leben gehen," sagte der Sanitätsgefreite, der den Leutnant eben mit Hilfe eines anderen Mannes auf der provisorischen Lagerstätte gebettet hatte. „Starker Blutverlust — aber keine unbedingt gefährliche Verletzung."

Hubert, der hier ja nichts nützen konnte und nicht im Wege stehen wollte, wandte sich wieder dem Ausgang des Gotteshauses zu. Da war es ihm, als hätte er eine schwache, heisere Stimme mit sichtlicher Anstrengung seinen Namen rufen hören, und als er sich der Richtung zukehrte, aus der sie nach seiner Meinung gekommen war, sah er mit einer Empfindung leisen Schauderns dasselbe schmale, erdfahle Gesicht, das sich ihm gezeigt hatte, als dem von seinem Degen getroffenen Franzosen im Sturz das Käppi vom Haupte fiel.

Man hatte den verwundeten Offizier gerade unterhalb eines der zerschossenen glasierten Fenster niedergelegt, und die Helligkeit des anbrechenden Tages war jetzt schon stark genug, um jeden Zug seines todbleichen Antlitzes deutlich erkennen zu machen.

Jetzt wußte Robert, daß der Eindruck, den er vorhin gehabt, keine bloße Vision, kein Erzeugnis seiner erhitzten Einbildungskraft gewesen war. Und mit dem Ausruf: „Herr Vicomte! — Herr de Persigny!“ trat er auf den Verwundeten zu.

Der verzog die blutlosen Lippen zu einem seltsamen, unheimlichen Lächeln, das viel eher wie ein Zähnefletschen aussah, und machte Hubert zugleich ein Zeichen, sich tiefer zu ihm herabzubeugen — offenbar, weil er nicht mehr die Kraft fühlte, laut und vernehmlich genug zu sprechen. Ohne zu zaudern, kniete Hubert neben ihm auf den Steinfliesen des Fußbodens nieder. Es war ihm, als ob eine eiserne Faust nach seinem Herzen gegriffen und es mit krampfigem Druck zusammengepreßt hätte. Denn so wenig er daran zweifeln konnte, daß der Mann da vor ihm der nämliche war, den sein Degenstoß gefällt hatte, so gewiß war es, daß dieser Feind ihm vor wenig Monaten

einen Freundschaftsdienst erwiesen hatte, daß er ihm gegenüber eine noch ungetilgte Ehrenschuld auf dem Gewissen hatte, und daß er nun aller menschlichen Voraussicht nach nie mehr die Möglichkeit haben würde, diese Schuld zu zahlen.

„Ja, ich bin es," erwiderte Persigny, und jedes seiner beinahe tonlosen Worte war von einem unheimlichen, pfeifenden Geräusch begleitet, das aus den innersten Tiefen seiner durchstochenen Brust zu kommen schien. „Sie haben mir heute die Quittung für meine damalige Gefälligkeit erteilen wollen — nicht wahr? Und Sie haben eine markige Handschrift, das muß auch der Neid Ihnen lassen."

„Es war ehrlicher Kampf, Herr de Persigny! — Auch ich trage ja die Spur Ihrer Waffe hier am Arm. Und ich vermute, es hat nicht an Ihrem guten Willen gelegen, daß der Stoß um zwei Handbreit zu weit nach links ging. Aber ich hoffe, Sie sind nicht allzu schwer verwundet."

„Nun, es genügt gerade. — Sie sehen ja, daß es nicht einmal mehr der Mühe wert war, mich ordentlich zu verbinden."

Er lüftete den Mantel, der seinen Körper bedeckte, und Hubert sah tief erschüttert, daß er die Wahrheit gesprochen hatte. Man hatte nur einen zusammengefalteten Streifen Verbandstoff auf die Wunde gelegt, wie es geschieht, wenn wegen des nahe bevorstehenden unabwendbaren Ablebens eines Verletzten jede zeitraubende Behandlung durch die Rücksicht auf andere, noch zu rettende, sich verbietet.

„Es tut mir aufrichtig leid, Herr Vicomte, daß der Zufall gerade uns in diesem Zweikampf zusammenführen

mußte," sagte Hubert in ehrlicher Bewegung. „Und ich würde Ihnen dankbar sein, wenn Sie mir zum Zeichen Ihrer Vergebung die Hand reichen wollten."

Aber der Franzose machte keine Bewegung, um diesem Wunsche zu entsprechen.

„Ah, was liegt daran! Man spielt keine Komödie mehr, wenn man mit einem Fuße oder vielmehr mit allen beiden, im Grabe steht. Es war genug an der Komödie, die wir in Paris mit Ihnen gespielt haben."

„Eine Komödie? — Mit mir? — Ich verstehe nicht, wie das gemeint sein kann, Herr de Persigny."

„Ich kann mir freilich denken, daß Ihre hübsche kleine Frau Ihnen nichts davon erzählt hat. Aber vielleicht tut Sie es doch noch, wenn Sie sie recht eindringlich aufs Gewissen fragen."

„Ich werde kaum Gelegenheit dazu haben. Denn meine Frau hat allem Anscheine nach keine Möglichkeit mehr gefunden, vor Ausbruch des Krieges Frankreich zu verlassen."

Es mochte eine durch die eigentümliche Beleuchtung verursachte Täuschung sein, aber Hubert hatte den Eindruck, als ob bei seinen letzten Worten etwas wie eine Grimasse triumphierender Freude das schon von der Hand des Todes gezeichnete Gesicht des Verwundeten entstellt hätte. Noch tiefer mußte er sich jetzt herabneigen, um seine Antwort zu verstehen.

„Nein, sie dürfte keine Möglichkeit mehr dazu gefunden haben. — Zu meinem großen Bedauern. — Denn ich war bereit, sehr viel für sie zu tun — sehr viel, Monsieur Kröning — wenn auch vielleicht in etwas anderem Sinne, als Sie es in Ihrer beneidenswerten Ahnungslosigkeit von mir erbeten hatten."

Hubert fing an zu glauben, daß der Geist des Sterbenden bereits umnachtet sei. Aber ein unerklärliches Etwas in dem lauernden, boshaft glitzernden Blick des ehemaligen Pariser Lebemannes machte ihn doch wieder an dieser Vermutung irre.

„Ich sagte Ihnen bereits, Herr Kamerad, daß ich Sie nicht verstehe. Es ist mir vollkommen unklar, was Sie meinen können, wenn Sie von meiner Ahnungslosigkeit sprechen."

„Aber, mein Gott, das ist doch ganz klar. Sie hielten es für einen glücklichen Zufall, daß ich Gefallen an Ihrem halbfertigen Bilde fand und Ihnen aus reiner Kunstbegeisterung eine Anzahlung aufdrängte, die sonst nicht zu den geschäftlichen Gepflogenheiten gehört. Aber Sie befanden sich in einem Irrtum. Es war alles verabredete und abgekartete Sache."

„Verabredet? — Abgekartet? — Mit wem?"

„Mit Ihrem liebreizenden kleinen Frauchen, das nicht abgeneigt war, auch einmal ein hübsches Abenteuer zu erleben und die süßen Reize des Strohwitwentums auszukosten. Sie wollte Sie um jeden Preis nach Rußland schicken, um ein paar Wochen goldener Freiheit mit mir zu genießen. Und wir hatten uns während Ihrer Abwesenheit ausgedacht, wie es am besten gemacht werden könnte. Daß Sie uns die Ausführung des kleinen Planes durch übergroßen Scharfsinn erschwert hätten, kann man ja gerade nicht behaupten."

Für Hubert war es nicht anders, als ob man ihn gezwungen hätte, einen Becher eklen Giftgetränkes bis auf den letzten Tropfen zu leeren. Wäre der, der es wagte, solche Worte zu ihm zu sprechen, ein gesunder Mann gewesen, er hätte ihn ohne Zweifel zu Boden geschlagen.

Aber der da mit verlöschender Stimme seine fürchterlichen Anklagen vorbrachte, war ein Sterbender — ein Sterbender, der nach Huberts Empfinden nicht lügen konnte. Nimmermehr würde er für möglich gehalten haben, daß ein Mensch — ein Edelmann — ein Offizier mit einer verleumderischen Unwahrheit auf den Lippen hinüber gehen könnte in das Reich der Schatten.

Trotzdem sagte er halb mechanisch:

„Sie lügen!“ — Und noch einmal, mit einer Stimme, die ihm selber wie die eines fremden Menschen an das Ohr klang: „Sie lügen!“

„Bei meiner Ehre, Herr Kamerad — ich lüge nicht. — Wie hätte ich denn sonst dazu kommen sollen, Ihnen das Geld aufzudrängen? — Und was konnte mir an dem Bilde gelegen sein, nachdem ich sicher war, daß ich das schöne Original haben konnte, sobald ich wollte.“

So fest preßte Robert die Zähne zusammen, daß sie hörbar knirschten.

„Und weiter? — Als ich fort war, was ist dann weiter geschehen?“

„O, es ging alles, wie es gehen sollte. Madame und ich waren übereingekommen, uns auf mein in Südfrankreich gelegenes Schlößchen zurückzuziehen — in ein rechtes, trauliches Liebesnestchen, das einer meiner Vorfahren sich eingerichtet hatte. — Aber es ist leider nicht mehr dazu gekommen, weil die Polizei auf Madame aufmerksam geworden war und weil sie als Spionin verhaftet werden sollte.“

„Verhaftet werden sollte — sagen Sie? Es ist also nicht geschehen?“

Wieder — und diesmal mit voller Deutlichkeit — sah Hubert das teuflisch boshafte Zucken um die Lippen des todwunden Franzosen. Aber die Erwiderung kam nicht sogleich. Die Kräfte des Sterbenden gingen offenbar zu Ende. Das pfeifende Geräusch bei jedem der mühsamen Atemzüge wurde zu einem beängstigenden Röcheln, und seine wächsernen Finger begannen auf dem über seinen Körper gebreiteten Mantel umher zu irren, wie wenn sie da nach etwas suchten, an das sie sich festklammern könnten. Dunkler wurden die bläulichen Schatten unter seinen Augen, und es schien, als ob die fein geschnittene Nase zusehends spitzer würde. In wilder Angst, daß der andere hinübergehen könnte, ohne die geforderte Auskunft gegeben zu haben, brachte Hubert sein Ohr den halb geöffneten Lippen des Franzosen ganz nahe, indem er zugleich mit jagenden Pulsen drängte:

„So sprechen Sie doch: Es ist nicht geschehen?"

„Ja," hauchte Persigny fast mit seinem letzten Odem. „Sie — sie ist — im Gefängnis — Prozeß — Sie werden — Sie werden sie niemals wieder — —"

Da war seine Stimme erloschen, und die rastlos tastenden Finger kamen plötzlich zur Ruhe. Einer der Aerzte, der eben vorüberging, blieb für einen Augenblick stehen, um einen forschenden Blick auf den Verwundeten zu werfen.

Dann berührte er Hubert an der Schulter.

„Er hat's überstanden," sagte er. „Sie gestatten, daß ich ihn hinaustragen und draußen niederlegen lasse. — Wir brauchen den karg bemessenen Raum hier drinnen für die Lebendigen nötiger als für die Toten."

Der junge Offizier richtete sich auf. Aber als er auf den Füßen stand, taumelte er, so daß er sich gegen

die feuchtkalte Mauer lehnen mußte, um nicht umzusinken. Vor seinen Augen floß alles in ein wüstes, unentwirrbares Chaos zusammen, und aus seinem Herzen schrie es in verzweifelter Klage auf:

„Warum hat es dich nicht vorhin getroffen — vorhin, wo so viele Glücklichere für das Vaterland verbluten mußten? — Warum mußtest du leben — nur um dies Fürchterliche zu durchkosten?“

Zwei Leute traten herzu, um den Toten dahin zu tragen, wo längs der äußeren Kirchenmauer schon so viele seiner Schicksalsgenossen stumm und starr in langer Reihe Seite an Seite lagen. Mit wankenden Schritten und gesenktem Haupte folgte ihnen Hubert zur Tür des Gotteshauses. Noch ehe er seinen Fuß in den trübe dämmernden Novembermorgen hinausgesetzt hatte, legte sich eine Hand auf seine Schulter.

„Sie sehen schlecht aus, Herr Kamerad — und Sie schwanken. — Haben Sie denn auch dafür gesorgt, daß Ihre Wunde da ordentlich verbunden wurde?“

Der Oberleutnant, der ihn angeredet hatte, war von einem anderen Regiment und Hubert persönlich unbekannt. Der aufgeschnittene Uniformärmel und der blutdurchtränkte Verbandstreifen hatten ihn vermuten lassen, daß es die Wunde sei, die den Kameraden so offensichtlich einner Ohnmacht nahebrachte. Aber die gutgemeinte Mahnung hatte Hubert die erschütterte Kraft des Willens zurückgegeben. Energisch raffte er sich zusammen, und mit einem Ruck nahm er zum nicht geringen Erstaunen des andern soldatische Haltung an.

„Vielen Dank, Herr Kamerad! — Es war nur eine kleine Schwächeanwandlung ohne jede Bedeutung. Und

sie ist schon wieder vorüber. — Eine gute Arbeit — der Sturm dieser Nacht — nicht wahr? — Ich denke, in der Heimat kann man mit uns zufrieden sein."

Der Oberleutnant erwiderte irgend etwas Zustimmendes, dann grüßten sie beide militärisch und gingen auseinander. Hubert Kröning aber hatte keinen andern Wunsch als den, daß irgendeine verirrte Kugel die Barmherzigkeit haben möchte, sein in namenlosem Jammer zuckendes Herz zur Ruhe zu bringen.

---

7. Kapitel.

Lieb Vaterland, magst ruhig sein . . .

Es war drei Wochen später, als der Oberleutnant Hubert Kröning eines Morgens aus langer und tiefer Bewußtlosigkeit erwachte.

Erstaunt und zunächst noch ohne rechtes Verständnis für die Situation, ließ er seine Augen umherwandern. Er sah sich in einem geräumigen, luftigen Gemach mit freundlich hellen Wänden und hohen Fenstern, durch die in breitem Strome das heitere Licht eines sonnigen Wintertages hereinflutete. Außer der sauberen und bequemen Lagerstätte, auf der er selber ruhte, waren an der einen Längswand des Zimmers noch einige andere Betten aufgestellt, und in jedem von ihnen lag oder saß ein mehr oder weniger in Verbände eingewickeltes menschliches Wesen.

„Guten Morgen, Herr Kamerad!" rief jetzt der eine dieser Zimmergenossen zu dem ungewiß blinzelnden Hu-

bert hinüber. „Wie fühlen Sie sich? — Wünschen Sie, daß ich nach einer Pflegerin klingle?“

Der Gefragte machte einen Versuch sich aufzurichten; aber es war, als ob er von unsichtbaren, starken Händen in seiner Rückenlage festgehalten würde, und er fühlte zugleich einen heftigen, stechenden Schmerz in der linken Hüfte.

„Dank, Herr Kamerad!“ erwiderte er. „Aber bemühen Sie sich bitte nicht. — Ich wüßte nicht, wozu ich im Augenblick einer Pflegerin bedürfte. — Weiß ich doch zunächst überhaupt nicht, was eigentlich mit mir los ist.“

„Darüber kann ich schon einige Auskunft geben, sofern Ihnen damit gedient ist,“ meinte sein Bettnachbar. „Sie wurden vorgestern bei L. durch einen Granatsplitter an der Hüfte verwundet und sind gestern hier eingeliefert worden. Unsere Revierschwester hat uns bereits gesagt, daß Sie wahrscheinlich im Laufe des Vormittags zu sich kommen würden. Und sie hat uns auch verraten, daß es nicht gar so schlimm mit Ihnen ist. — Eine tüchtige Fleischwunde und ein angeschlagener Knochen. Also keine Zertrümmerung und keine Gelenkverletzung — also die allerbesten Aussichten für vollständige Heilung.“

„Sie sind sehr freundlich, Herr Kamerad, mich bei meiner Rückkehr ins Leben mit so tröstlicher Kunde zu begrüßen. Ich erinnere mich jetzt allerdings dunkel an die Affäre. — Es war bei einer Mühle — nicht wahr?“

„Ja. — Die englische Artillerie hatte den Punkt, hinter dem sie eine versteckte deutsche Batterie vermutete, ganz besonders aufs Korn genommen, und Sie sollen

da mit Ihrem Zuge einen recht schweren Stand gehabt haben."

Es war eine richtige Hölle gewesen, dessen entsann sich Hubert jetzt mit voller Deutlichkeit; aber es widerstrebte ihm viel davon zu reden. Er wünschte jetzt nur zu erfahren, wo er sich befand, und man sagte ihm, daß er es in dieser Hinsicht besonders gut getroffen habe. Denn das Kriegslazarett zu T. war in einem jener Lehrseminare eingerichtet worden, auf deren zweckmäßige Ausgestaltung die Belgier in der Friedenszeit offenbar besonderen Wert legen. Ueberall hohe, gut ventilierte, allen Anforderungen der Hygiene entsprechende Räume, die wie geschaffen scheinen für eine Umwandlung in Lazarettsäle und Krankenzimmer.

Auch der Aerztestab, der hier seines Amtes waltete, bestand durchweg aus Männern, die ihrer schwierigen, opfervollen Aufgabe in vollstem Maße gewachsen waren. Der Chefarzt war einer der bekanntesten deutschen Chirurgen, und man erzählte sich unter den Insassen des Lazaretts Wunderdinge von der Geschicklichkeit und erfolgreichen Kühnheit, mit der er zum Segen der betreffenden Patienten bereits die erstaunlichsten Flickarbeiten zuwege gebracht habe.

Erst als dieser ausgezeichnete Mann in dem Offizierszimmer, darin Hubert untergebracht war, seinen täglichen Vormittagsbesuch abstattete, erfuhr der junge Oberleutnant zu seiner Verwunderung, daß auch er in der verwichenen Nacht eine eingreifende Operation behufs Entfernung einiger Geschoßsplitter und abgesprengten Knochenstücke überstanden habe. Und der Oberstabsarzt glaubte ihm sicherlich eine große Freude zu bereiten,

als er hinzufügte, daß er wegen der künftigen Gebrauchsfähigkeit des verwundeten Beines nunmehr ohne alle Sorge sein dürfe.

„Der Heilungsprozeß wird möglicherweise ein bißchen langwierig werden," meinte er. „Aber man wird Ihnen ja Gelegenheit geben, sich in der Heimat gründlich auszukurieren. Sie sind durchaus transportfähig, und ich werde veranlassen, daß Sie mit dem Lazarettzuge, den wir an einem der nächsten Tage erwarten dürfen, nach Deutschland zurückkommen. Das entspricht doch wohl auch Ihren Wünschen — nicht wahr?"

Weil er die liebenswürdige Absicht des humanen Arztes erkannte, gab Hubert eine bejahende Antwort. Aber es wäre ihm im Grunde ebenso recht gewesen, wenn er hätte hier bleiben können. Der Gedanke an die Rückkehr in die deutsche Heimat hatte nichts Verlockendes mehr für ihn, seitdem er die Gewißheit hatte, daß ihm dort kein Wiedersehen mit dem einzigen Wesen winkte, nach dem sich sein kummervolles Herz in heißer, ungestillter Sehnsucht verzehrte.

Unter dem ersten Eindruck des von dem sterbenden Franzosen abgelegten Bekenntnisses hatte er sich stark genug geglaubt, die Liebe zu Hertha für immer und mit allen Wurzeln aus seiner Seele zu reißen. Denn wenn jener die Wahrheit gesprochen hatte, war sie ja eine Unwürdige, die sein schrankenloses Vertrauen mit schändlichem Verrat gelohnt, die ihn schändlich getäuscht und hintergangen hatte. Aber in all den dunklen Nachtstunden, die er — immer im Angesicht des Todes — seit jenem verhängnisvollen Tage durchwacht hatte, hatten seine Gedanken und Empfindungen sich mehr und mehr

gewandelt. Immer klarer, immer lebendiger war das Bild seines jungen Weibes vor ihm hingetreten, und immer lauter war die Stimme in seinem Innern geworden, die ihm zurief:

‚Nein, es ist nicht wahr — es kann ja gar nicht wahr sein. — Der Nichtswürdige hat gelogen, um sich an dir für den Degenstich zu rächen, der seinen Lebensfaden durchschnitt. — Was auch immer damals in Paris geschehen sein mag — so, wie er es dir dargestellt hat, kann es unmöglich gewesen sein. — Ihrer ganzen Charakteranlage nach war sie unfähig, einen raffinierten Betrug zu verüben.‘

Wohl fühlte er trotzdem ein leidenschaftlich heißes Verlangen, Aufklärung und Gewißheit zu erhalten; aber er hätte dieser Gewißheit ohne Bangen entegegengesehen — im tiefsten Innern schon jetzt überzeugt, daß sie nicht eine vollständige Vernichtung, sondern vielmehr eine befreiende Erlösung für ihn bedeuten würde.

Doch es gab ja keine Hoffnung auf ein Wiedersehen. — Denn eines mußte er dem Franzosen wohl glauben: die Mitteilung von Herthas Verhaftung und ihrer gewaltsamen Zurückhaltung in Frankreich. Wenn sie wirklich aus irgendwelchen unbegreiflichen Gründen in den Verdacht der Spionage geraten war, so hatte sie jedenfalls, von allem körperlichen Ungemach abgesehen, seit dem Augenblick der Festnahme seelische Qualen erdulden müssen, denen ihre zarte Gesundheit unmöglich hatte standhalten können. Nicht nur in seinen Träumen, sondern auch im wachen Zustande sah er sie beständig vor sich, wie sie in wächsener Bläße und mit geschlossenen Augen auf dem Totenbette lag. Oft genug hatte er

krampfhaft die Lippen zusammenpressen müssen, um nicht laut hinauszuschreien in seinem unermeßlichen Weh, und immer wieder, wenn er die Gewehrkugeln dicht an seinem Haupte vorbeipfeifen hörte oder wenn in seiner unmittelbaren Nähe eine Granate krepiert war, ohne daß ihn eines der Sprengstücke getroffen hätte, wiederholte er die schon tausendmal in seinem Herzen laut gewordene Frage:

‚Warum hat es nicht dich getroffen? — Warum werden so viele Glücklichere dahingerafft — nur du nicht — nur du nicht?‘ — —

Er blieb frei von Fieber und seine Schmerzen waren durchaus erträglich. Aber er blieb der stillste und ernsteste unter den Verwundeten in dem freundlichen Offizierszimmer. Die anderen gaben sich alle erdenkliche Mühe, ihn aufzuheitern, denn sie ahnten nicht, daß es keine Aufheiterung gab für die ‚Verstimmung‘, die auf dem schweigsamen Kameraden lastete. Daß er für ihre Erzählungen nur ein halbes Ohr, für ihre freundlichen Scherze nur ein halbes, mühsam erzwungenes Lächeln hatte, merkten sie freilich bald, und wenn er es nicht hören konnte, weil er in unruhigem Schlummer lag, sprachen sie untereinander von dem sonderbaren Kameraden, der nach allen Berichten ein so schneidiger Soldat gewesen sein sollte, und der jetzt als Verwundeter trotz aller günstigen Genesungsaussichten ein so melancholischer Kopfhänger war.

Einmal aber, am vierten Tage nach seiner Einlieferung, sollten sie's doch erleben, daß er ihnen ein ganz anderes Gesicht zeigte. Und das geschah in einem Augenblick, wo sie es gewiß am allerwenigsten erwartet hatten.

Einer der Zimmerinsassen, dem die Art seiner Verletzung schon wieder freies Umhergehen gestattete, kam mit der Neuigkeit zurück, daß er eben Gelegenheit gehabt habe, einen echten und rechten Kriegshelden zu begrüßen — einen von den berühmten ‚bayrischen Löwen', der sich vor einigen Tagen zu dem Eisernen Kreuz zweiter Klasse, das schon seit Wochen seine Brust geschmückt, auch die erste Klasse verdient habe.

„Als Unteroffizier der Reserve ist er beim Beginn des Krieges eingetreten, heute ist er schon Leutnant. — Und da er sich, wie er mir versichert hat, durch seine Schulterwunde nicht abhalten lassen wird, binnen wenig Tagen an die Front zurückzukehren, bin ich ganz sicher, daß er es noch weiter bringen wird. — Aber er ist auch ein Kerl, wie geschaffen für den Männerkampf. Ein Riese von übermenschlichen Dimensionen und von einer Kraft, daß man ihm ohne weiteres zutraut, er könne es mit Fünfen zugleich aufnehmen. — Und Rupprecht heißt er, wie der prachtvolle Bayern-Kronprinz. Es liegt schon so etwas wie symbolische Bedeutung in dem Namen."

Da war es geschehen, daß der stille Oberleutnant im zweiten Bett mit einer raschen Bewegung den Kopf wandte und viel lebhafter, als man es sonst von ihm gewöhnt war, fragte:

„Ein Riese — sagen Sie? — Und Rupprecht heißt er? — Ist Ihnen vielleicht auch sein Familienname bekannt?"

„Allerdings. — Dr. Hofbauer nennt er sich. — Auch echt bajuvarisch, wie mich bedünkt."

Hubert hob sich in seiner Erregung so weit aus den

Kissen, als er es vermochte. Und es war ein eigentümliches Beben in seiner Stimme, da er sagte:

„Darf ich Sie um einen großen Dienst bitten, Herr Kamerad? — Wenn Sie diesem Leutnant Hofbauer unter Nennung meines Namens mitteilen wollten, daß ich mich hier befinde — und wenn Sie ihm sagen wollten, daß ich den sehnlichen Wunsch habe, ihn zu sprechen, so würden Sie mich damit zu tiefstem Danke verpflichten."

„Aber selbstverständlich!" rief der andere in hellem Eifer. „Auf der Stelle gehe ich, den bayrischen Kameraden zu holen. — Er liegt nicht zu Bett. Und er sieht wirklich nicht so aus, als wenn er einem Menschen etwas abschlagen könnte."

Er war schon draußen, noch ehe Hubert seiner Bitte etwas Weiteres hatte hinzufügen können, und es waren noch nicht fünf Minuten vergangen, als er schon wieder zurückkam, gefolgt von einem Manne in grauer Felduniform, dessen äußere Erscheinung in der Tat in allen Stücken der vorhin entworfenen Schilderung entsprach.

Eine Sekunde lang blieb der Recke auf der Schwelle des Zimmers stehen und ließ seine hellen Augen suchend umher wandern. Dann flog es wie hellster Sonnenschein und zugleich wie tiefste Rührung über sein Gesicht. Mit zwei langen Schritten war er an Huberts Lager und hatte sich tief über ihn herabgeneigt.

„Grüß dich Gott viel tausendmal, mein lieber, lieber Freund! — Nun soll mir noch einer kommen, der an dem Walten einer gnädigen Vorsehung zweifelt. — Aber ich hab's ja gewußt, daß du dich nicht in dem Malefiz-Rußland festhalten ließest. Hundertmal habe ich's Hertha ge-

sagt: „Geben Sie acht, kleine Frau: er kommt wieder — er ist vielleicht schon längst wieder da.“

Er hatte beide Hände des Verwundeten in seine mächtige Rechte geschlossen, denn die Linke konnte er nicht zu Hilfe nehmen, weil sie in einer weißen Verbandschlinge lag. Aber als er das heftige Zucken in dem blassen Gesicht des andern sah, als er merkte, daß Hubert in vergeblicher Anstrengung nach Worten rang, wurde ihm mit einem Male sehr bange.

„Ja, was ist denn, mein Alter? — Bin ich wieder einmal zu ungebärdig gewesen? — Es ist dir doch nicht schlecht?“

„Nein — nein — nein! — Aber was hast du da gesagt, Rupprecht? — Es — es kann ja doch gar nicht sein, wie du gesagt hast. — Wann wolltest du so zu Hertha gesprochen haben? — Wo — wo hast du sie gesehen?“

„Ja so — das weißt du noch gar nicht? Herrgott — Mann — du lebst doch nicht gar noch immer in der Angst um sie? — Du hast in diesen ganzen fünf Monaten noch nichts von ihr gehört?“

„Nicht ein Wort, Rupprecht! — Nicht — ein — einziges Wort.“

Schwer ließ sich Dr. Hofbauer auf den Stuhl neben dem Bett des Freundes fallen.

„Armer Bursche — armer, lieber Bursche! — Das muß dir freilich hundertmal ärger zugesetzt haben als deine Wunde und alles sonstige Kriegsungemach. — Aber du darfst von nun an ruhig sein, — Hertha ist wohlauf. Und wenn — aber davon reden wir später. Vorerst möcht' ich dir ein Glasel Wein holen oder sonst was Herzstärkendes. Du siehst schon aus, als ob du's brauchen könntest.“

Aber Hubert hielt seine Hand wie in einem Schraubstock umklammert.

„Nein, Rupprecht, nein! Du darfst nicht fortgehen, ehe du mir nicht alles gesagt hast. — Es ist mir ja noch wie ein Traum — ich kann ja noch nicht daran glauben. — Es ist zu schön — zu herrlich, als daß es Wahrheit sein könnte."

„Ist's aber doch. Die reinste, lauterste Wahrheit. Und obendrein gar nicht sonderlich romantisch. — Grad' so romantisch nur, wie jede andere Geschichte von Liebe und Treue."

Er lachte — aber er lachte nur, um das Uebermaß seiner eigenen mächtigen Bewegung zu verbergen, und um zu verhindern, daß etwa ihm selber die Tränen über die braunen Wangen liefen.

„Erzähle mir's," bat Hubert leise. „Rupprecht, dies ist ein Augenblick, wie ich ihn nie mehr zu erleben gehofft hatte."

„Das glaub' ich dir unbeeidet. — Und es wird ein Tag kommen, da du einen noch schöneren erlebst — ein Tag, der vielleicht gar nicht mehr all zu ferne ist. — Aber davon wollen wir lieber später reden. — Jetzt muß ich wohl vor allem einiges zur Befriedigung deiner Neugier tun. — Also — wenn du stark genug bist, eine ziemlich umständliche Geschichte anzuhören — —"

Hubert nickte nur und drückte die Hand des Freundes noch fester. Da brachte denn Rupprecht seinen Mund dem Ohr des Verwundeten ganz nahe, und erzählte ihm im Flüsterton die ganze Geschichte von Herthas Bedrängnis, von der nichtswürdigen Schurkerei des Vicomte de Persigny, von ihrer gemeinschaftlichen Flucht durch Bel-

gien, von ihrer herzzerschneidenden Angst um Huberts Schicksal und von ihrem hochsinnigen Entschluß, sich als Krankenpflegerin in den Dienst des Vaterlandes zu stellen.

„Da hat also fünf Monate lang eins um das andere gezittert," schloß er seinen in schlichten Worten und ohne jede Erwähnung eigenen Verdienstes erstatteten Bericht. „Schad' um all die lieben Worte, die ihr einander inzwischen hättet sagen oder schreiben können. — Aber, dem Himmel sei's gedankt: Ihr seid ja beide noch jung genug, um sie doppelt und dreifach wieder herein zu bringen."

„Rupprecht — Freund — was soll ich sagen — was soll ich tun, um dir zu danken, wie du's um mich und um Hertha verdient hast?"

„Nichts sollst du sagen — gar nichts. Und wenn du schon durchaus etwas tun willst, so lege mir hier in meine Hand das Gelöbnis ab, daß du bis an deines Lebens Ende darauf bedacht sein wirst, deine Frau so glücklich zu erhalten, wie sie es in den ersten achtzehn Monaten eurer Ehe gewesen ist. — Es liegt mir daran, daß sie's bleibt. Es liegt mir sogar sehr viel daran. — Denn jetzt darf ich's wohl sagen, ohne dich eifersüchtig zu machen: Ich hab' sie rechtschaffen lieb gehabt, deine Frau — und es ist mir hart eingegangen, daß sie mich ungeleckten Bären nicht gemocht hat. Verdacht oder gar übel genommen aber hab' ich ihr's nie. — Und dich — nun, dich würd' ich eben nur dann gehaßt haben, wenn du sie nicht so glücklich gemacht hättest, wien ich ihr's wünschte."

Hubert Kröning schloß für ein paar Sekunden die Augen wie einer, der sich gegen die Außenwelt abschließen will, um mit seinen Gedanken ganz allein zu sein. Als

er sie wieder aufschlug, sah er mit freiem, klarem Blick in das Gesicht des Freundes, das ihn jetzt schöner dünkte als irgend ein Männerantlitz je zuvor.

„Du hast recht, Rupprecht: danken kann ich dir nicht. Das ist zu groß und zu heilig für Worte. — Aber wenn ich dir's je vergesse — —"

„Na — na — na — is schon gut! Damit ist also jetzt Schluß — ein für alle Mal. — Und was nun das andere angeht, davon ich dir sagte, daß wir später darüber reden wollen — hast du gar keine Ahnung, Mann, was es sein kann?"

Hubert schüttelte zwar den Kopf; aber in seinen Augen flackerte doch etwas wie eine beseligende Hoffnung, und da durfte Hubert ihn freilich nicht länger auf die Folter unbefriedigter Erwartung spannen.

„Uebermorgen kommt der dritte bayrische Lazarettzug nach T., um auch aus dem hiesigen Kriegslazarett Verwundete in die deutsche Heimat zu befördern. Dem weiblichen Pflegepersonal dieses Zuges steht meine Schwester Hildegard vor. Und eine der Pflegerinnen, von denen sie unterstützt wird, heißt zufällig Hertha Kröning."

Mit dem letzten Wort stand er auf und ging ohne Abschied hinaus. Denn Hubert hatte sein Gesicht mit den Händen verhüllt, und das Beben seiner Schultern verriet, daß er weinte.

In diesen heiligen Augenblicken bedurfte er keiner menschlichen Gesellschaft, auch nicht der seines besten und getreuesten Freundes.

— — — — — — — — — — —

Drei Tage später erschien der Chefarzt mit zwei Trägern in dem Zimmer, in dem Hubert bisher untergebracht

gewesen war, um seine Ueberführung in einen anderen Raum persönlich zu überwachen. Die Frage des Patienten nach der Ursache dieser Maßnahme beantwortete er nur mit einem kleinen, vielsagenden Lächeln, und eine zugleich wundersam süße und seltsam beklemmende Ahnung hielt Hubert ab, seine Frage zu wiederholen.

Man trug ihn in ein kleines Gemach, darin sich nur eine einzige Lagerstätte befand, und es erfolgte zunächst eine Erneuerung des Verbandes, bei welcher Gelegenheit der Arzt mit gutem Gewissen seiner lebhaften Befriedigung über das rasche Fortschreiten des Heilungsprozesses Ausdruck geben konnte.

„Es fehlte ja nur sehr wenig, um Sie für den ganzen Rest Ihres Lebens zum Krüppel werden zu lassen," sagte er. „Aber die Gefahr ist gnädig vorübergegangen, und ich kann Ihnen jetzt, wo das Eintreten von Komplikationen nicht mehr zu fürchten ist, mit Bestimmtheit versprechen, daß das verwundete Bein seine volle Gebrauchsfähigkeit wiedererlangen wird. — Ich gratuliere Ihnen zu dem günstigen Verlauf und entlasse Sie heute mit meinen besten Wünschen in die deutsche Heimat."

„Ich soll also wirklich fort, Herr Oberstabsarzt? Und wie lange werde ich nach Ihrem Dafürhalten zu meiner gänzlichen Wiederherstellung brauchen?"

„Auf solche Prophezeiungen, mein lieber Herr Oberleutnant, lasse ich mich nicht gerne ein. Einige Monate aber werden immerhin darüber hingehen müssen."

Wie ein Schatten flog es über Huberts Gesicht.

„Das heißt: es gibt wenig Aussicht, daß ich noch einmal an die Front zurückkehren kann?"

„Das weiß nur der da oben. Denn nur er könnte

Ihnen die Frage beantworten, wie lange dieser Krieg noch währen wird. Hoffen wir, daß der Friede geschlossen ist, wenn Sie sich wieder stark genug fühlen, Ihren Zug gegen den Feind zu führen."

„Es ist eine harte Vorstellung, untätig auf dem Siechbette liegen zu müssen, während andere Blut und Leben für das Vaterland einsetzen."

„Nun, ich denke, Herr Kamerad, das hätten Sie bereits rechtschaffen getan. Wer geblutet und gelitten hat wie Sie, der darf getrost den Gesunden und Rüstigen die weitere Verteidigung der heiligen Güter überlassen, um die es in diesem Kampfe geht. — Aber für mich ist es freilich immer aufs neue eine der erhebendsten Empfindungen und zugleich der allerschönste Lohn, wenn ich bei jedem Verwundeten, der mir unter die Hände kommt, derselben Sorge und der nämlichen bangen Frage begegne: „Wann kann ich wieder hinaus?" Die deutsche Treue und die deutsche Vaterlandsliebe haben sich wahrhaftig hundertfältig auf das herrlichste offenbart; aber daß beinahe jeder Verwundete seine Herstellung ersehnt, nur um wieder kampffähig zu sein, das ist nach meinem Dafürhalten doch das Größte und Köstlichste von allem. Und man sollte es denen in der Heimat immer aufs neue erzählen, damit sie sich daran stärken gegen jede Anwandlung von Kleinmut und törichter Verzagtheit."

In den Augen des trefflichen Mannes glänzte es feucht. Und auf seinem blassen, überarbeiteten Gesicht stand es deutlich zu lesen, daß er diese schweren, aufreibenden Tage hier im Kriegslazarett trotz aller Mühsal und Sorge als die schönsten und gesegnetsten seines reichen Lebens empfand. —

Als er gegangen war, kam Dr. Rupprecht Hofbauer, wie er täglich zu kommen pflegte, um sich nach dem Befinden des Freundes zu erkundigen und ein Stündchen mit ihm zu verplaudern. Er war munter und aufgeräumt wie immer, aber es ließ sich doch nicht verkennen, daß ihn eine gewisse Unruhe beherrschte. Und nach einer kleinen Weile faßte denn auch Hubert seine Hand, um mit bewegter Stimme zu fragen:

„Du hältst etwas hinter dem Berge, mein Alter — aber ob es nun gut oder schlimm sein mag, ich fühle mich stark genug, es zu erfahren."

Da lachte der Münchener über das ganze Gesicht.

„Na, dann in Gottes Namen — es will mir ja auch schier das Herz abdrücken, daß ich es nicht gleich beim Eintritt herausschreien konnte: Sie ist da!"

Da fuhr sich der Verwundete nun doch mit der Hand an die Stirn, weil ihn schwindelte und seine Gedanken da drinnen plötzlich einen tollen Wirbeltanz aufzuführen begannen. In raschen, ungestümen Atemzügen hob und senkte sich seine Brust.

„Hertha!" murmelte er. „O mein Gott — ist es denn auch wirklich nicht bloß ein Traum?"

„Du sollst dich bald überzeugen, daß es Wirklichkeit ist. — Aber tapfer mußt du sein. Und eines mußt du mir versprechen, ehe ich es geschehen lasse, daß sie ihren Fuß über diese Schwelle setzt."

Hubert lächelte.

„Hast du schon wieder eine Bedingung? — Aber ich weiß ja, daß du nichts Unmögliches fordern wirst. Und darum ist es im Vorhinein zugestanden."

„Du hast mir erzählt, welcher Nichtswürdigkeit sich dieser schuftige Franzose noch im Angesicht des Todes schuldig gemacht hat. Und du hast mir eingestanden, daß du — für eine gewisse Zeit wenigstens — an die Wahrhaftigkeit seiner elenden Geschichten geglaubt hast. — Davon — von deinem Zweifel an ihrer Liebe und ihrer unverbrüchlichen Treue — darf Hertha niemals etwas erfahren. Es würde ihr einen Schmerz bereiten, den sie nur schwer zu verwinden vermöchte. — Denn für so unerschütterlich, wie es ihr Glaube an dich ist, hält sie auch dein Vertrauen zu ihr. Sie würde möglicherweise an allem irre werden, wenn sie dahinter käme, daß der erste beste Verleumder die Macht gehabt hat, dich an ihr zweifeln zu machen."

„Wenn ich es nicht schon aus deinem eigenen Munde erfahren hätte, Rupprecht, daß du sie lieb hast — jetzt würde ich es erraten haben. — Von so zarter Sorge ist man nur für ein Wesen, das einem sehr teuer ist. — Daß ich sie von meinen unwürdigen Zweifeln niemals etwas hätte ahnen lassen, darfst du mir schon glauben. Ich habe ja insgeheim davor gezittert, daß sie durch ein unüberlegtes Wort aus deinem Munde Kenntnis davon erhalten könnte. — Aber nun, da wir vielleicht zum letzten Mal Gelegenheit haben, unter vier Augen miteinander zu reden, ehe das Schicksal uns wieder für längere Zeit auseinander führt — nun laß auch mich eine Bitte aussprechen, Rupprecht, und laß mich ein Versprechen von dir verlangen."

„Na, wenn's nicht gerad' um mein Leben geht oder um das Heil meiner unsterblichen Seele — —"

„Du mußt mir versprechen, daß es in Zukunft zwi-

schen uns dreien wieder werden wird, wie es einst gewesen. Ich brauche dir ja nicht erst zu sagen, daß an unserm Herde immer ein Platz für dich bereit ist, daß du uns allezeit der Liebste bleiben wirst von allen Menschen."

Rupprecht Hofbauer gab sich einen Ruck und brachte es glücklich zustande, seine Rührung hinter einem etwas polternden Lachen zu verbergen.

„So lange, bis das Schlänglein Eifersucht doch aus irgendeinem Winkelchen hervorzüngelt — nicht wahr? — Nein, mein lieber Hubert — so, wie du dir das jetzt in deiner ersten Gefühlsseligkeit ausmalst, geht es doch nicht. Dein Freund und — sofern sie es gestattet — auch der Freund deiner Frau werde ich aller Voraussicht nach wohl bleiben bis zu meinem letzten Atemzuge. Aber mit der äußerlichen Betätigung dieser Freundschaft werde ich mir nach wie vor einige weise Zurückhaltungen auferlegen — nicht bloß in eurem Interesse, sondern auch in dem meinigen. Denn wenn ich auch eine derbe Konstitution habe — körperlich und seelisch — und zu Zeiten schon einen gehörigen Stoß vertragen kann — all zu viel möchte ich mir schließlich doch nicht zumuten. Es macht mich froh, daß ich dir heute deine Frau mit reinem Gewissen und erhobenem Haupte zuführen kann. Und wenn sich, was der Himmel verhüten möge, mal wieder eine Gelegenheit für mich bieten sollte, ihr einen Dienst zu leisten, gedenke ich auch künftig meinen Mann zu stehen. Aber ein häufiges und vertrauliches Beisammensein in ruhigen, friedlichen Zeiten — — nein, mein guter Hubert: lieber nicht! Menschen — schwache, sündige Menschen sind wir doch am Ende alle — gelt?"

Mit den letzten Worten hatte er sich bereits erhoben.

wie um jede weitere Erörterung dieses Gegenstandes damit abzuschneiden, und war auf die Tür zugeschritten, vor der der Klang von Schritten und von gedämpften Stimmen vernehmlich geworden war. Einen Augenblick lauschte er, dann, nach einem letzten Blick auf den stumm daliegenden Freund, legte er seine Hand auf den Drücker.

„Ich sehe dich noch vor der Abfahrt," sagte er, und es war eine verdächtige Rauheit im Tonfall seiner Rede. „Für den Augenblick mußt du mich freundlichst entschuldigen."

Er war draußen, aber er hatte die Tür nicht hinter sich ins Schloß gedrückt. Und nach Verlauf einer halben Minute zeigte sich's auch, weshalb er es nicht getan hatte. Eine schlanke weibliche Gestalt in dem weißen Gewande und mit dem weißen Häubchen der Pflegerin stand ein paar Sekunden lang auf der Schwelle, um dann mit einem halb unterdrückten Jubelruf auf das Lager des Verwundeten zuzueilen.

„Hubert!"

„Hertha!"

Das war alles, was sie einander während dieser ersten Minuten namenloser Glückseligkeit zu sagen wußten. Aber was ihre Lippen nicht aussprachen, das verrieten ihre Augen, ihre Händedrücke, ihre Küsse, die scheu und zärtlich waren wie in den ersten, köstlichen Tagen ihres Brautstandes. Und vielleicht nie zuvor hatte jedes von ihnen so klar und so tief im Herzen des andern gelesen, als in dieser Stunde eines kaum noch erhofften Wiederfindens.

— — — — — — — — — — —

Als sie vor nahezu einem halben Jahre auf dem Gare de l'Est in Paris Abschied von einander genommen

— den Abschied, dem nach ihrer Meinung nur eine Trennung von wenig Tagen hatte folgen sollen — da mochten sie wohl damit gerechnet haben, sich frischer und blühender wiederzusehen, als es jetzt der Fall war. Denn auch an Hertha war die Zeit der schweren Prüfungen und des hingebenden, aufopferungsvollen Samariterdienstes nicht spurlos vorübergegangen. Sie sah reifer und durchgeistigter, aber auch erheblich schmalwangiger aus als an jenem Julitage. Auf ihrer glatten weißen Stirn, in ihren Augen und um ihre Lipepn war jener fast feierliche Ernst, der von jedem Besitz ergreift, dessen Blicke das Schrecklichste schauen, dessen Füße das Tal des Grauens durchwandeln mußten. Hubert fühlte bald, daß die kindliche Heiterkeit, die ihn einst so sehr entzückt hatte, wohl für immer fortgescheucht war aus ihrer Seele. Aber er fühlte zugleich, daß er sie darum künftighin nur um so tiefer und inniger lieben würde — daß das Band, das sie beide umschlang, jetzt nur um so fester und unauflöslicher geknüpft war.

Denn auch er war nach diesen fünf Kriegsmonaten ja derselbe nicht mehr, als der er von Paris ausgezogen war, um sich mit seinem sterbenden Oheim zu versöhnen. Er hatte inzwischen das Bitterste durchkostet, das einem Menschen hienieden an Herzeleid beschieden sein kann, und er hatte wohl hundertmal dem Tode in das grinsende Knochengesicht gesehen. Das war auch für ihn zu einer Schule tiefsten Lebensernstes geworden — aber zu einer Schule, aus der er besser und geläuterter hervorgegangen war — gleich den Hunderttausenden, die mit ihm gekämpft und gerungen, entbehrt und geblutet hatten im Dienst einer großen und heiligen Sache — der größten und hei-

ligsten, für die ein sterblicher Mensch seine Gaben und seine Kräfte einzusetzen vermag.

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein"

sang drunten unter den Fenstern ein Trupp vorbei marschierender Kriegsfreiwilligen, die mit freudig pochenden Herzen ihrer Feuertaufe entgegen zogen. Und die Worte fanden in Huberts Herzen einen volltönenden Widerhall. ‚Ja, du magst ruhig sein, mein Vaterland', klang in seinem Innern eine Stimme. ‚Denn besser und edler, als es je zuvor gewesen, wird dein deutsches Volk aus dieser großen Prüfung hervorgehen!'

— — — — — — — — — —

Rupprecht Hofbauer hielt die Hand des Freundes noch einmal in der seinen, ehe der musterhaft eingerichtete Lazarettzug sich heimwärts in Bewegung setzte.

„Auf Wiedersehen!" sagte er. „Und wenn mir's nicht bestimmt ist, wiederzukommen, dann: Auf ein freundliches Gedenken! Sag's alsdann denen in München, die sich meiner erinnern, daß ich mein bißchen Leben gerne dahingegeben habe für unseres herrlichen Vaterlandes Freiheit und Ehre — ich und alle die anderen, die wir hier draußen begraben haben und noch weiter begraben werden. — Fahre wohl!"

Lange noch winkte aus einem Fenster des davonrollenden Zuges eine schlanke weiße Frauenhand mit wehendem Tüchlein ihre Grüße zurück.

Dr. Rupprecht Hofbauer aber stand hochaufgerichtet, und die silbernen Ränder seiner beiden eisernen Kreuze blitzten in der Sonne.

Ende